

Zeitschrift: Vox Romanica
Herausgeber: Collegium Romanicum Helvetiorum
Band: 32 (1973)

Rubrik: Besprechungen = Comptes rendus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Besprechungen – Comptes rendus

Leçons de linguistique de Gustave Guillaume, publiées par ROCH VALIN: 1948–49, Série B: *Psycho-systématique du langage. Principes, méthodes et applications I*, Québec – Paris 1971, 222 p.

Gleichzeitig mit dem ersten Band der nachgelassenen Vorlesungen von Gustave Guillaumel¹ ist auch ein weiteres Fazikel dieser Serie erschienen, das die zweite der drei 1948/49 an der *Ecole pratique des Hautes Etudes* gehaltenen Vorlesungen zugänglich macht. Im ersten Kurs hatte sich Guillaume v.a. mit dem Ineinandergreifen und der Diskrepanz von psychischer Sprachstruktur und «semiologischem» System (System der *signifiants*) im Französischen befaßt, wobei er zur Illustration fast ausschließlich das Verbalsystem heranzog. Im zweiten Band ist im wesentlichen nur von psychosystematischen Aspekten die Rede, unter Ausschuß der «Semiologie». Fast zwei Drittel des Bandes sind einer Untersuchung der Psychosystematik des Wortes im Hinblick auf eine Sprachtypologie gewidmet; der Rest enthält eine Darstellung des Inzidenzmechanismus (eine Art vom abhängigen [nicht vom dominanten] Element ausgehende Valenztheorie), eine *théorie des voix* sowie einige Bemerkungen zum Artikelproblem. Das Spektrum der angesprochenen Idiome ist v.a. im ersten Teil sehr breit und reicht von den verschiedensten indogermanischen über die semitischen Sprachen bis zum Baskischen und Türkischen einerseits, zum Chinesischen andererseits. Im Gegensatz zum ersten Vorlesungsband ist hier das Beispielmaterial äußerst dürftig; meistens wird überhaupt nur mit allgemein bekannten Charakteristika operiert.

Daß Guillaume sich überhaupt mit psychosystematischen Problemen unter Ausschuß der «Semiologie» befassen kann, ist nur im Rahmen der ihm eigenen Sprachkonzeption möglich. Für ihn sind die «systèmes en tant qu'entiers ... des signifiés sans signifiant, en ce sens que les signifiants ne se rapportent jamais à l'entier, mais seulement à la partie» (p. 13). «La psycho-systématique laisse en dehors d'elle ce qui a trait à la sémiologie, c'est-à-dire aux moyens de signifier, de rendre par des signes les systèmes que la pensée a instituées en elle-même. Ce n'est pas que la sémiologie ne soit pas systématique, mais sa systématisation n'est pas originale, elle n'est que la traduction de ce qui a eu lieu dans la pensée» – eine Übersetzung, die überdies meist die psychische Gliederung nicht exakt wiedergibt, die nur «suffisante» und «convenable» ist (p. 17)². Ich habe bereits in meinem Besprechungsartikel zum ersten Band der nachgelassenen Vorlesungen meine Bedenken gegen ein solches Auseinanderreißen des Saussureschen Zeichens bzw. der Inhalts- und Ausdrucksstrukturen (soweit sie auf Zeichen [*signes*] beruhen) angemeldet. Aber auch andere fragwürdige Punkte tauchen im zweiten Band in unveränderter Form wieder auf: die Annahme, die inhaltlichen (psychischen) Systeme würden bei jedem Sprechakt *ab ovo* neu konstruiert bzw. nachvoll-

¹ Cf. hierzu P. WUNDERLI, «Sémiologie», «temps opératif» und «chronogénèse». Aus Anlaß des ersten Bandes von Gustave Guillaumes nachgelassenen Schriften, *VRom.* 32 (1973), 1–21.

² Cf. auch p. 207: «La psychologie intervenant dans l'invention des structures sémiologiques ne fait pas expressément partie de la psychosystématique du langage. Elle est quelque chose qu'on peut lui adjoindre, à la condition de ne pas perdre de vue qu'en réalité cette psychologie de l'invention des moyens sémiologiques n'a rien à voir avec la construction psychique de la langue.»

zogen³ sowie die Behauptung, die hierfür benötigte Zeit (*temps opératif*) sei für das sprachliche System relevant⁴; die Beurteilung des Satzes als einzig und allein in den *discours* gehörend⁵; die teleologische Konzeption der Entwicklung der «semiologischen» Systeme, die sich nur deshalb verändern würden, weil ein Bedürfnis nach immer adäquaterer Wiedergabe der Psychosystematik bestünde⁶; usw. Zu all diesen Fragen bringt der vorliegende Band keine neuen Aspekte; ich gehe deshalb nicht nochmals im einzelnen auf sie ein.

Für Guillaume ist die Sprache (*langue*) ein System, ja noch mehr, sie ist ein System von Systemen (p. 10, 18). Dem kann zweifellos zugestimmt werden. Das sprachliche System (wobei sprachlich mit inhaltlich gleichzusetzen ist) kann nach seiner Auffassung nicht direkt beobachtet werden; es ist nur aufgrund von Rekonstruktionen erfassbar, die von den der Beobachtung zugänglichen semiologischen Systemen ausgehen, sich aber nicht volumnäßiglich mit diesen zu decken brauchen (cf. p. 9/10, 13, 117/118 usw.). In diesem Sinne sind die sprachlichen Systeme abstrakt, ja Guillaume geht sogar so weit, daß er sie als rein relationell bezeichnet (p. 10). Damit rücken wir in die Nähe von Hjelmslev – wenigstens was die Inhaltsseite der Sprache betrifft. Allerdings ist darauf hinzuweisen, daß es im wesentlichen bei dieser Feststellung bleibt und daß Guillaume keineswegs eine sprachliche Algebra aufzubauen versucht wie die Glossematiker; bei der Beschreibung sprachlicher Inhalte rekurriert er immer wieder auf die Substanz, wobei diese Substanz allerdings aufgrund relationeller Kriterien gegliedert wird. All dies scheint mir im wesentlichen gültig zu sein, und ich folge Guillaume auch, wenn er erklärt, in der Sprache sei nicht alles System, aber das System integriere, was nicht System sei (p. 11/12, 60/61). So wäre z. B. die Vielfalt der Nomina und Verben asystematisch, aber sie wären eben gerade durch ihre Zugehörigkeit zu den Kategorien «Nomen» bzw. «Verb» wieder ins System integriert. Guillaume scheint also den morphematischen Bereich für strukturiert, den lexikalischen für unstrukturiert zu halten. Das erste ist zweifellos richtig, das zweite dagegen abzulehnen. Zwar läßt sich eine lexikalische Strukturierung auf der Ebene der Signifikate nur in Ausnahmefällen aufzeigen⁷; wenn man aber auf die Bausteine dieser Signifikate, die Seme, zurückgreift, wird die Strukturierung des lexikalischen Inhalts wieder sichtbar⁸. Aus dieser vom heutigen Forschungsstand her gesehen unzulänglichen Beurteilung des lexikalischen Teils der Sprache ergeben sich einige terminologische Schwierigkeiten. Da Guillaume nur den morphologischen Bereich für strukturiert ansieht, setzt er Morphem und Form (*forme*) einerseits, lexikalischen Gehalt und Substanz (*matière*) andererseits einander einfach gleich (cf. z. B. p. 12, 47, 106, 122); in Wirklichkeit ist sowohl im Bereich der Morphologie wie in demjenigen des Lexikons (und natürlich auch auf der Ausdrucksebene) zwischen Form und Substanz zu unterscheiden⁹, und dementsprechend wäre auch die Terminologie aufzubauen.

Um die Rekonstruktion von Inhaltsstrukturen morphologischer Art geht es nun im vorliegenden Band. Da nur der *discours* der Beobachtung direkt zugänglich ist und die durch die sprachlichen Einheiten hier zum Ausdruck gebrachten Inhalte oft sehr vielfältig sind, gilt es, auf der Ebene der *langue* die hinter dieser Vielfalt stehende Einheit zu finden, die

³ Cf. z. B. p. 28, 34, 69, 209 u. passim.

⁴ Cf. z. B. p. 93, 95, 170, 209 u. passim.

⁵ Cf. z. B. p. 28, 35, 45 u. passim.

⁶ Cf. z. B. p. 17, 70, 95, 104, 203 usw.

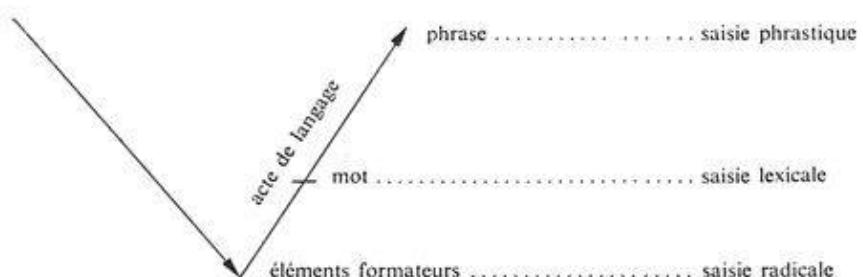
⁷ Cf. z. B. E. COSERIU, *Pour une sémantique diachronique structurale*, *TLL* 2/1 (1964), 139–185.

⁸ Cf. G. HILTY, *Bedeutung als Semstruktur*, *VRom.* 30 (1971), 242–263 und *Und dennoch: Bedeutung als Semstruktur*, *VRom.* 31 (1972), 40–54.

⁹ Cf. hierzu v. a. die vier Strata von Hjelmslev, bes. in *La stratification du langage*, in: L. HJELMSLEV, *Essais linguistiques*, Paris 1971, p. 44–76.

Vielfalt der konkreten Realisierungen als Möglichkeiten im Rahmen der virtuellen Einheit zu begreifen. «Chaque partie de langue apporte avec elle, par sa définition même, qui reste une, une large permission d'emplois variés. On part d'une condition de langue unique habile à porter, en discours, des conséquences très diverses, très variées» (p. 19). Der Übergang von der *langue* zum *discours*, der *acte de langage* wäre nun ein dynamischer Prozeß, ja noch mehr, der Dynamismus würde selbst die *langue* erfassen und ihre Systeme bei jeder konkreten Anwendung nach vorgegebenen Programmen neu erschaffen¹⁰. Dieser *acte de langage* umfaßt somit 1. die (Re-)Konstruktion der *langue* und 2. die Konstruktion des *discours*. Er läuft in zwei Phasen ab, die zusammen die Einheit des *acte de langage* ausmachen (cf. p. 19ss., 25/26 u. passim). Entscheidend bei diesem von der *langue* zum *discours* übergehenden Konstruktionskinetismus ist nun nach Guillaume, daß die Grenze zwischen *langue* und *discours* je nach Sprache und nach sprachlichem Bereich verschieden liegen kann, d.h. daß je nachdem der Anteil der *langue* oder des *discours* an der Gesamtkonstruktion größeren oder kleineren Umfang hat¹¹; im Extremfall kann die eine der beiden Komponenten sogar gegen Null streben.

Auf dieser Grundlage baut Guillaume nun eine allgemeine Worttheorie auf. Dabei wird der Konstruktionskinetismus als aufsteigender Vektor betrachtet, dem ein absteigender Vektor vorausgeht; wir hätten also eine Anwendung von Guillaumes *schéma bitensif*. Der erste Vektor würde die Erfassung der *éléments formateurs* darstellen, die wohl mit den distinktiven semantischen und morphologischen Zügen gleichgesetzt werden dürfen. Der zweite Vektor würde die Integration dieser Elemente in die *langue*-Einheiten (*mots*) und die *discours*-Einheiten (*phrases*) symbolisieren, also:



Der *acte de langage* würde somit durch die *saisie radicale* und die *saisie phrasistique* begrenzt; dazwischen läge die *saisie lexicale*, die nach Guillaume den Übergang von der *langue* zum *discours* markiert und gleichzeitig die «Universalisierung» (d.h. die Eingliederung) der in der *langue* konstruierten Einheiten (*mots*) in einer *partie du discours* mit sich bringt; der

¹⁰ Daß diese Programme als «acquis par héritage» zu betrachten wären, ist unannehmbar, denn dies würde eine weitgehende Universalität der psychischen Strukturen bedingen; in Wirklichkeit sind sie einsprachlich gebunden. Dies wird noch deutlicher, wenn man nicht wie Guillaume die, Signifikanten einfach ausklammert. Erblich ist höchstens die *faculté de langage* (cf. SAUSSURE CLG, p. 25ss.); der ganze Rest ist ein «trésor déposé par la pratique de la parole dans les sujets appartenant à une même communauté» (CLG, p. 30).

¹¹ Als sehr illustratives Beispiel wird p. 21/22 der morphologische Gehalt des Nomens im Lat. demjenigen im Fr. gegenübergestellt, wobei sich der Gehalt im Lat. als viel größer (und damit auch konkreter) erweist. Cf. hierzu auch G. HILTY, VRom. 24 (1965), 18/19 und 26 (1967), 202 N 12.

Satz seinerseits würde eine Integration solcher Einheiten auf der Ebene des *discours* darstellen (cf. hierzu p. 19ss., 28ss., 43ss., 93ss. u. passim). Von den drei für den *acte de langage* relevanten *coupes*¹² (Unterbrechungen bzw. «Stationen» des Kinetismus) ist nur die mittlere hinsichtlich ihrer Position innerhalb der Gesamtheit des *acte de langage* variable, und sie ist es, die nun für Guillaume zum sprachtypologischen Kriterium par excellence wird. Liegt die *saisie lexicale* sehr nahe bei der *saisie phrastique*, haben wir eine agglutinierende Sprache wie z.B. das Baskische oder das Ungarische; ein eigentlicher Zusammenfall von *saisie phrastique* und *saisie lexicale* findet sich nach Guillaume allerdings nirgends und somit auch nirgends eine vollständige Identität von Wort und Satz; immerhin stehen sich Wort und Satz z.B. im Baskischen sehr nahe (cf. p. 36 ss., 73/74, 82, 96/97, 112 u. passim). Liegt dagegen die *saisie lexicale* in der Nähe der *saisie radicale* oder fällt sie gar mit dieser zusammen, haben wir eine isolierende Sprache (*langue à caractères*), d. h. eine Sprache, die im Prinzip für jeden Begriff (≈ distinktiven Zug) über ein spezielles Zeichen verfügt und diese Einheiten erst auf der Ebene des *discours* miteinander kombiniert (z.B. Chinesisch, weniger ausgeprägt Türkisch; cf. p. 27, 29s., 37, 43, 64/65, 66 usw.). Zwischen diesen beiden Extremen liegen nach Guillaume die Wortsprachen, die zwar eine gewisse Zahl von *éléments formateurs* in auf der Ebene der *langue* konstruierten Wörtern gruppieren, zur Bildung des Satzes (*discours*) aber überdies noch zur Gruppierung von Wörtern greifen müssen. Die Wortsprachen können eine sehr unterschiedliche Struktur aufweisen, je nachdem, welcher Anteil der *langue* (Wort) und welcher dem *discours* (Satz) bei der Integration der *éléments formateurs* zu einer vollständigen Aussage zukommt (cf. p. 27, 29ss., 32, 97, 113/114 usw.)¹³. Innerhalb der Wortsprachen stellen die semitischen Sprachen einen Sonderfall dar, und zwar deshalb, weil in ihnen die *saisie lexicale* in zwei verschiedenen Phasen abläuft, weil Integration der semantischen Formanten und «universalisierende» Einweisung in eine *partie du discours* nicht zusammenfallen: in der *langue* findet nur eine Verschmelzung der semantischen Elemente statt (konsonantische Wurzel, z.B. K-T-B), während die «Formgebung», d.h. die Ausstattung mit den morphologischen Faktoren (Vokale, z.B. *Kitáb*) in den *discours* gehören würde. Die Grenze zwischen *langue* und *discours* innerhalb des *acte de langage* würde somit mitten durch die *saisie lexicale* hindurch verlaufen (cf. p. 38/39, 47, 51ss., 62/63, 85 u. passim). Auch die indogermanischen Sprachen hätten nach Guillaume ursprünglich eine solche Struktur aufgewiesen, diese aber sehr früh wieder aufgegeben (p. 47/48, 55 usw.).

Auf den ersten Blick scheint Guillaumes Typologie einiges für sich zu haben; inwieweit sie tatsächlich zutrifft und ob die Aussagen zu den einzelnen Sprachen immer aufrechterhalten werden können, wage ich nicht zu entscheiden, zumal einige gravierende Irrtümer bei der Behandlung von rumänischen und deutschen Erscheinungen eine gewisse Vorsicht nahelegen. Ein Gesamturteil muß auf jeden Fall der allgemeinen Sprachwissenschaft vorbehalten bleiben; zu einigen Detailpunkten aber glaube ich Stellung nehmen zu können. Bedenklich scheint es mir zuerst einmal, den Wortinhalt bei jedem Sprachakt jeweils *ab ovo* neu erstellen zu lassen, und dies für jede Einheit. Eine Inbezugsetzung der inhaltlich vorgegebenen,

¹² In dieser Dreiteilung gleicht der *acte de langage* der *chronogénèse*, der Schaffung des Verbalsystems; cf. hierzu auch GUILLAUME, p. 33/34.

¹³ In genetischer Hinsicht stehen für Guillaume die agglutinierenden Sprachen am Anfang, doch wären schon sehr früh neben ihnen isolierende Sprachen aufgetreten. Die Wortsprachen wären durch Integration von *éléments formateurs* aus den letzteren entstanden, wobei im Laufe der Entwicklung aber auch wieder Desintegrationserscheinungen auftreten können wie zum Beispiel im Falle der Kasus beim Übergang vom Lateinischen zu den romanischen Sprachen (cf. p. 41/42, 52–54, 77ss., 106ss. usw.).

als solche gespeicherten Einheit mit Situation und Kontext im Rahmen der Aktivierung ist nicht nur ein ökonomischeres, sondern v.a. ein den sprachlichen Gegebenheiten viel besser entsprechendes Verfahren. Ich kann Guillaume nicht folgen, wenn er den Sprecher als «constructeur du discours, et aussi constructeur de la langue» (p. 69) bezeichnet. Das erste trifft wohl zu, das zweite würde dagegen eine vollkommene Vernachlässigung des sozialen Charakters der Sprache bedeuten und überdies der individuellen Willkür Eingang in das sprachliche System verschaffen; beides scheint mir abzulehnen zu sein. Dies bedeutet nun allerdings nicht, daß ich einer vollkommen statischen Sprachkonzeption das Wort rede, wie sie Guillaume p. 34 bekämpft. Ich schließe die Dynamik nur aus dem (etablierten) System aus und verweise sie in die Aktivierung, in den Übergang von der *langue* zum *discours*. Würde dies schon für eine Ablehnung bzw. Widerlegung von Guillaumes typologischem Versuch genügen? Ich glaube nicht, denn die ganze Konzeption könnte sehr leicht dahingehend modifiziert werden, daß die für die einzelnen Sprachen charakteristischen Worttypen nicht mehr als genetische Programme, sondern als sowohl zu den inhaltlichen Formanten wie zum Satz in einem spezifischen Verhältnis stehende feste Strukturen klassiert würden.

Was nun Guillaumes Vorgehen im einzelnen betrifft, so muß zuerst einmal darauf hingewiesen werden, daß die Anwendung des *schéma-bitensif* auf die Genese des Wortes (*lexigénèse*) gewisse Probleme aufwirft. Das Schema der zwei Spannungen wird normalerweise als rein innersprachlicher Prozeßtypus aufgefaßt, der der Schaffung der sprachlichen Einheiten dient. Wenn nun das Schema so angewendet wird, wie wir es p. 293 wiedergegeben haben, gehört nur die zweite (aufsteigende) Phase in den sprachlichen Bereich (was von Guillaume ausdrücklich bestätigt wird). Die erste Phase dagegen stellt die Beziehung zur außersprachlichen Bezeichnungsebene her, d.h. sie gehört nicht in den sprachlichen, sondern in den logisch-psychologischen Bereich¹⁴. Es fragt sich deshalb zuerst einmal, ob das *schéma bitensif* derart heterogen angewendet werden darf. Ich würde diese Frage nicht unbedingt verneinen. Viel bedenklicher scheint mir die Tatsache, daß Wort- und Satzgenese auf den gleichen Pfeil gesetzt werden und die in der *langue* gegebene Einheit nicht mehr als etwas Festes, gewissermaßen als Angelpunkt des ganzen Sprechaktes erscheint, sondern als unbedeutende Durchgangsposition. Selbst ein orthodoxer Guillaumist wie Roch Valin nimmt hier eine andere Haltung ein, wendet er doch das *schéma bitensif* auf die vor bzw. nach dem Wort liegende Phase des *acte de langage* an¹⁵. Guillaumes Position hinsichtlich der in der *langue* vorgegebenen sprachlichen Einheit (in meinem Sinn) scheint in dieser Vorlesung ganz extrem zu sein, erkennt er ihr doch nicht einmal mehr die Funktion eines Wendepunktes innerhalb der Kinetismen zu. Ein weiteres Problem, das sich in diesem Zusammenhang stellt, ist die Frage, welcher Status den *éléments formateurs* zuzuweisen ist. Handelt es sich um außersprachliche (logische) oder um sprachliche Einheiten (Noeme bzw. Seme), oder ist diese Scheidung für Guillaume nicht relevant? Und wenn es sich um sprachliche Einheiten handelt, haben sie den Charakter von Universalien, oder sind sie einzelsprachlich gebunden? Alle diese Punkte bleiben leider ungeklärt.

¹⁴ Vgl. hierzu auch E. COSERIU, *Bedeutung und Bezeichnung im Lichte der strukturellen Semantik*, in: *Sprachwissenschaft und Übersetzen*, München 1970, p. 104–121; CHR. ROHRER, *Funktionelle Sprachwissenschaft und transformationelle Grammatik*, München 1971.

¹⁵ Cf. R. VALIN, *Petite introduction à la psychomécanique du langage*, Québec 1945, p. 46, 65. – Es schiene mir übrigens durchaus möglich, Guillaumes und Valins Schemata einander zu überlagern, d.h. das *schéma bitensif* innerhalb der zweiten Phase von Guillaumes Schema noch einmal anzuwenden.

Befremdend ist auch die Tatsache, daß für die Sprachtypologie bei Guillaume nur das Wort herangezogen wird; den Satz erklärt er sogar ausdrücklich als für die Typologie nicht brauchbar (p. 30). Diese Haltung ist natürlich unauflöslich mit der Tatsache verbunden, daß für Guillaume nur das Wort in die *langue* gehört (*unité de puissance*), während der Satz die Einheit des *discours* ist (*unité d'effet*; cf. p. 30/31, 45 u. passim). Besonders deutlich wird diese Vernachlässigung der syntaktischen Relationen, wenn er den Kommunikationsakt aus der Perspektive des Hörers beschreibt¹⁶: «Le sujet écoutant prend l'acte à son point d'aboutissement, la phrase, et le redescend jusqu'aux éléments formateurs qui en constituent le terme analytique» (p. 35). Wenn es nur um eine Analyse *Satz > Wort > éléments formateurs* ginge, wenn nur die Identifikation der letzteren von Bedeutung wäre, dann müßten Aussagen wie *Pierre bat Paul* und *Paul bat Pierre*, *le terrible pressentiment d'une catastrophe* und *le pressentiment d'une terrible catastrophe* gleichwertig sein. Sie sind es ganz offensichtlich nicht. Dies kann nur bedeuten, daß auch die syntaktischen Relationen, die Hierarchie der Einheiten von Bedeutung sind, daß es in der *langue* Einheiten höheren Ranges geben muß: Baupläne für Syntagmen und Sätze. Diese gehören nur in den *discours*, was ihre Auffüllung mit Wörtern (Monemen) betrifft; als Baupläne dagegen sind sie Systemeinheiten¹⁷. Daß Guillaume dies nicht selbst erkannt hat, ist eigentlich erstaunlich, trennt ihn doch sehr oft nur noch ein ganz kleiner Schritt vom eigentlichen Satzbauplan; dies ist z.B. der Fall, wenn er p. 118 erklärt, daß selbst dort, wo der Satz additiv konstruiert werde, «la construction additive de cet entier suppose une vue à tout le moins perspective de cet entier», oder wenn das baskische Verb als «expression abstraite de la relation aperçue en discours entre les personnes intervenantes» definiert wird (p. 83). Und am nächsten ist er wohl p. 79 dem Satzbauplan, wenn er sagt: «Il y a dans la phrase singulière la mise en œuvre d'un mécanisme non singulier». Aber trotz all dieser Ansätze wird leider der entscheidende Schritt nicht getan: die *langue* bleibt auf das «Wort» festgelegt, und den Bauplänen wird ein den Monemen entsprechender Status verweigert. Dazu kommt noch, daß das Wort nirgends definiert ist und der Monembegriff überhaupt fehlt, woraus sich wohl auch die falsche Beurteilung von Diminutiven wie *maisonnette* erklärt (p. 128ss.); das Suffix *-ette* (bzw. sein Inhalt) darf nicht einfach als eine Fortsetzung der Genese von *maison* angesehen werden, denn dann müßte die Idee der Kleinheit ja in *maison* selbst enthalten sein. Vielmehr ist *-ette* eine in ihrem Status *maison* vergleichbare Einheit¹⁸; Guillaume müßte also wie bei *petite maison* zwei unabhängige Genesen ansetzen, mit dem Unterschied allerdings, daß bei *-ette* und *petit* jeweils ein anderer morphematischer Komplex und ein anderer Signifikant vorliegen. Auf die Verschiedenheit der morphologischen Charakteristik wäre auch das unterschiedliche syntaktische Verhalten der beiden Einheiten zurückzuführen (Suffix [wortinterne Syntax] bzw. freies Monem [wortexterne Syntax]).

Die fehlende Berücksichtigung höherer hierarchischer Ebenen als diejenige des Monems (bzw. «Wortes») führt meiner Ansicht nach auch zu einem Fehlurteil hinsichtlich der semitischen Sprachen bei Guillaume. Bei der *saisie lexicale*, die sich im Semitischen in zwei Phasen vollzieht, würde die Grenze *langue/discours* diese beiden Phasen voneinander trennen.

¹⁶ Die Hörerperspektive ist für Guillaume übrigens eine einfache Umkehrung der Sprecherperspektive, d.h. der Hörer führt die gleichen Handlungen aus wie der Sprecher, aber in umgekehrter Reihenfolge (p. 34/35, 71, 94 u. passim); cf. die Einwände von K. HEGER gegen eine solche Konzeption, in: *Die methodologischen Voraussetzungen von Onomasiologie und begrifflicher Gliederung*, ZRPh. 80 (1964), 486–516.

¹⁷ Cf. P. WUNDERLI, *Zur Stellung der Syntax bei Saussure*, ZRPh. 88 (1972), 483–506.

¹⁸ Mit dem einzigen Unterschied, daß sie nur als gebundenes und nicht wie *maison* als freies Monem auftreten kann. – Im Schema p. 129 wäre übrigens *maison* durch *maisonnette* zu ersetzen.

nen: nur die Wurzel, d.h. der semantische Gehalt würde in die *langue* gehören, während die Zuweisung einer grammatischen Kategorie, die Ergänzung der konsonantischen Wurzel durch Vokale, eine *discours*-Erscheinung wäre (cf. p. 39, 52/53, 106ss.). Nun ist es aber keineswegs so, daß die Vokalergänzung willkürlichen Charakter hätte; sie erfolgt vielmehr nach vorgegebenen Programmen, und je nach Programm sind Wortklasse und Bedeutung verschieden, z.B. K-T-B > *Kárib*, 'Schreiber etc.', *Kitáb* 'Buch', *Kátaba* 'er hat geschrieben' usw. Dies kann aber nur bedeuten, daß auch diese Vokalprogramme – genau wie die Baupläne für Syntagmen und Sätze – in die *langue* gehören; wir hätten über der Hierarchiestufe der konsonantischen Wurzeln eine nächsthöhere, auf der die vokalischen Auffüllprogramme gespeichert sind. Das Argument, nur die Wurzel gehöre in die *langue*, denn nur sie werde in den Wörterbüchern jeweils als Lemma aufgeführt (p. 109) beweist nichts: auch bei den Verben des Französischen, Deutschen usw., erscheint jeweils nur der Infinitiv als Lemma; trotzdem wäre es falsch, die flektierten Formen einfach in den *discours* zu verweisen – auch hier müssen zumindest die Baupläne als in die *langue* gehörend angesehen werden¹⁹.

Im einzelnen seien noch folgende fragwürdige Punkte im ersten und (wichtigsten) Teil des vorliegenden Bandes erwähnt:

– P. 30 wird auf die große Freiheit des lateinischen Satzes hingewiesen, die auf die weitgehende Integration der grammatischen Indikationen in das Wort zurückzuführen wäre. Von einer «Freiheit» kann aber nur hinsichtlich der linearen Abfolge der Einheiten gesprochen werden, denn durch die wortinternen Morpheme wird die hierarchische Ordnung gleichwohl markiert; wie diese Ordnung zum Ausdruck gebracht wird (durch das Einhalten fester Positionen oder flexivisch) ist letzten Endes gleichgültig²⁰.

– Nach Guillaume wäre das lat. Verb (z.B. *venit*) als letzter Zeuge des agglutinierenden Ursprungs (Sprache mit *phrases-mots*) zu betrachten, schließt diese Form doch bereits das Subjekt ein (cf. p. 81, 87/88, 99/100, 146/147); das eigentliche Verb (als Wort) wäre erst im Französischen erreicht (*il vient*). Der Einschluß des Subjekts in *venit* scheint mir diese Schlußfolgerung noch nicht zu rechtfertigen, denn es gibt im Lat. ja schließlich auch Verbformen, wo dies gerade nicht der Fall ist (Inf., Part., Gerund., usw.). Ich meine vielmehr, *-t* müßte als Morphem *il* etc. gleichgestellt werden, mit dem Unterschied allerdings, daß das eine Mal eine gebundene, das andere eine freie Einheit vorliegt. Übrigens: da es im *français avancé* heute nicht mehr *Pierre vient*, sondern *Pierre il vient* heißt, d.h. *il* regelmäßig *vient* begleitet, müßte bei Guillaumes Argumentation *il vient* in diesem Fall ebenfalls als Rest einer *phrase-mot* interpretiert werden!

– Nach Guillaume wären Vokalalternanzen wie *veux/voulons*, *peux/pouvons*, *sais/savons* im Frz., *trinken/trank/getrunken* im Dt. usw. als (rein «semiologische») Reste eines Zustandes anzusehen, in dem die indogermanischen den semitischen Sprachen glichen, d.h. konsonantische Wurzeln in der *langue* hatten und die Vokale erst im *discours* in dieses Gerüst eintraten (p. 47/48, 113). Für das Frz. ist eine solche Behauptung vollkommen unhaltbar: die Vokalalternanzen sind hier erst in nachlateinischer Zeit entstanden; zudem scheiden sie nicht verschiedene *parties du discours* oder verschiedene Bedeutungen der Wurzel, sondern nur stamm- und endungsbetonte Formen (jeweils innerhalb der gleichen bzw. jeder beliebigen Wortklasse). Die frz. Vokalalternanzen können nur als aufgrund der lautlichen Entwicklung entstandene Polymorphie-Erscheinungen von meist minimaler Funktionalität (Redundanz) angesehen werden.

¹⁹ Cf. hierzu WUNDERLI, *ZRPh.* 86 (1970), 433ss.

²⁰ Cf. hierzu WUNDERLI, *Die Geltung des Linearitätsprinzips bei Saussure*, *VRom.* 31 (1972), 225–252.

– Nach Guillaume wäre der *discours* (und damit der Satz) in den germanischen Sprachen stärker an der Bildung des Wortes beteiligt als z.B. im Frz.; Zeugen dafür wären die Endstellung des Verbs im deutschen Satz sowie die Leichtigkeit, mit der es Komposita bildet (p. 115/116). Beide Argumente sind meiner Ansicht nach nicht stichhaltig und beweisen nichts für eine größere «Satzhaftigkeit» des dt. Wortes. Die Endstellung (oder Erststellung) des Verbs ist nur im Teilsatz verbindlich; zudem handelt es sich hierbei (zumindest in der heutigen Sprache) um eine reine Frage des Bauplans. Ebenso ist die Häufigkeit der Komposita eine Frage des Bauplans und seiner Produktivität, der Norm. Es wäre überdies darauf hinzuweisen, daß in jüngster Zeit die Komposita im Fr. bedeutend häufiger geworden sind; daraus läßt sich aber sicher keine Verstärkung des endo-phrastischen Charakters des fr. Wortes ableiten!

– Vollkommen falsch ist Guillaumes Beurteilung des Rumänischen, denn nach ihm wäre in dieser Sprache der Artikel schon in der *langue* mit dem Substantiv verbunden (cf. p. 23, 120, 131). Rum. *casa*, *omul* (mit Artikel) sind aber Komplexe des *discours* (wie *la maison*, *l'homme*); die *langue*-Einheiten sind *casă* und *om* (wie *maison*, *homme*). Ob der Artikel vor- oder nachgestellt ist, ob er graphisch oder gar phonetisch mit dem Substantiv verschmolzen wird, ist für die Festlegung der Ebene, auf der er zum Substantiv tritt, vollkommen irrelevant.

Die übrigen in diesem Band angeschnittenen Themen sind bedeutend kürzer abgehandelt. P. 137 beginnen Guillaumes Ausführungen zur Inzidenztheorie. Diese geht davon aus, daß jedes Wort einen *apport* darstelle und einen *support* benötige. Beim Substantiv würde der semantische Teil den *apport* darstellen, der morphologische Teil den *support*. Charakteristisch für das Substantiv wäre, daß der Bereich des *apport* nie verlassen wird (*homme* kann immer nur auf einen Menschen bezogen werden): Guillaume spricht deshalb hier von *innerer Inzidenz*; diese wäre bereits in der *langue* gegeben (p. 137, 141/142). Das Adjektiv dagegen wäre durch eine äußere Inzidenz im *discours*, durch seinen Bezug auf ein Substantiv gekennzeichnet (p. 138, 149). In den Fällen, wo ein Adjektiv in ein Substantiv umgesetzt wird oder ein Substantiv in ein Adjektiv, hätten wir einen Inzidenzwechsel im *discours*. Dieser Teil der Theorie erweist sich schon auf den ersten Blick als schwach: wenn nämlich das Substantiv durch eine Inzidenz in der *langue* charakterisiert ist, kann ein Wechsel Adj. > Subst. nicht auf der Ebene des *discours* erfolgen. Dies scheint auch Guillaume bemerkt zu haben, liefert er uns doch auch gleich noch eine zweite Version seiner Inzidenztheorie für das Substantiv. Es gäbe jetzt zwei Arten von Inzidenz beim Substantiv: eine innere, rein materielle (der Bezug auf den semantischen Grundwert), die bereits in der *langue* gegeben ist; daneben eine äußere im *discours*, die den *support formel* (die grammatische Kategorie) liefert und das Substantiv zum Artikel in Bezug setzt (analog zur Inbezugsetzung von Adj. und Subst.; cf. p. 151/152). Auch das Verb würde zwei Arten der Inzidenz kennen: eine äußere zum Substantiv, die in den temporalen Bereich (*univers temps*) gehört (im Gegensatz zur Beziehung Adj. > Subst. [*univers espace*]), und eine innere zur «internen» Person (cf. p. 144ss., 160/161). – Neben dieser ersten Inzidenzstufe gäbe es noch eine Inzidenz zweiten Grades, eine Inzidenz auf eine Inzidenz: diese würde dem Adverb eignen (in *Pierre parle bien* würde *bien* die Inzidenz *parle* > *Pierre* näher bestimmen); auch in diesem Fall hätten wir eine äußere Inzidenz im *discours*. Zum Ausdruck dieser Inzidenz gäbe es in der *langue* die Bildungsmöglichkeit mit -*ment*, ferner im *discours* die Möglichkeit, ein Adjektiv adverbial zu gebrauchen (p. 153/154)²¹. Darüber hinaus würde eine Art «Inzidenz auf ein Intervall»

²¹ Die Zuweisung: Bildungen mit -*ment* > *langue*, Bildungen ohne -*ment* > *discours*, ist unbefriedigend. Einheiten wie *vite*, *pis*, *moins*, *plus* usw. gehören sicher in die *langue*; was die -*ment*-

existieren, die durch die Präposition markiert wird. Genau besehen handelt es sich aber nicht um eine eigentliche Inzidenz; vielmehr ist die Präposition eine Art «Inzidenschaffer» (\approx Translator), der dort eingesetzt wird, wo keine der anderen Inzidenzmöglichkeiten genutzt werden kann (p. 154/155, 163)²².

Diese ganze Theorie wirkt in der skizzierten Fassung wenig überzeugend. Nicht nur die Tatsache, daß wir zwei widersprüchliche Theorien für das Substantiv haben, auch andere Punkte sind noch zu wenig überdacht. So ist z. B. nur beim Substantiv und beim Verb von einer inneren Inzidenz die Rede, nicht aber beim Adj. und beim Adv.; fehlt diese hier? Beim Substantiv hätten wir eine innere Inzidenz auf den (semantischen) Grundwert; aber gibt es beim Verb, Adjektiv und Adverb nicht auch einen semantischen Grundwert? Wieso nimmt Guillaume nicht eine dem Substantiv entsprechende innere Inzidenz an? Unbefriedigend ist die innere Inzidenz des Verbs auf eine «Ordinalperson» auch aus einem anderen Grund: es gibt ja schließlich personenindifferente Verbformen (Inf., Partizipien); würde hier die innere Inzidenz fehlen? Und die äußere Inzidenz beim Substantiv (>Artikel), wie steht es damit bei Sprachen, die keinen Artikel kennen (z. B. Lat.)? Probleme über Probleme. Vergleicht man die Inzidenztheorie in diesem Band mit derjenigen bei Moignet²³, dann sieht man, was hier noch alles fehlt. Moignet verzichtet beim Substantiv auf eine äußere Inzidenz auf den Artikel; es wäre nur durch die innere Inzidenz auf den «Begriff» (semant. Grundwert) charakterisiert, und diese innere Inzidenz würde sich auch beim Verb, beim Adjektiv und beim Adverb finden. Diese drei Wortklassen wären noch zusätzlich durch eine äußere Inzidenz bestimmt: beim Adj. auf das Subst. (*univers espace*), beim Verb auf das Subst. (*univers temps*) und beim Adv. auf eine primäre Inzidenz. Man mag sich zwar fragen, ob es sinnvoll ist, das Substantiv ins Zentrum zu stellen (statt des Verbs), und ob die Beziehungen nicht besser von den dominanten zu den dominierten Elementen dargestellt werden; auf jeden Fall ist die Theorie in dieser Form kohärent und funktionsfähig; man kann wohl nicht umhin festzustellen, daß dieser Teil der Vorlesung besser von der Publikation ausgeschlossen worden wäre. – Entsprechendes läßt sich auch von dem Abschnitt über die präpositionale Ergänzung des Verbs sagen. Nach Guillaume gibt es eine Reihe von Verben, die semantisch «nicht vollständig» sind, die einen Teil ihrer semantischen Materie ausgestoßen haben; sie müssen nun im *discours* durch Präpositionen semantisch aufgefüllt werden, eine Erscheinung, die v. a. für die germanischen Sprachen (Engl., Dt.) typisch wäre (p. 164/165, 167 ss.). Gegen eine solche Auffassung lassen sich verschiedene Einwände erheben. Einmal bezweifle ich, ob man die Präpositionen als «semantische» Ergänzungen des Verbs ansehen kann, gelten sie doch allgemein als relationelle Elemente. Zudem dürfte diese «Ergänzung» nicht erst im *discours* stattfinden, sondern auf einer dem einfachen Verb übergeordneten Hierarchiestufe in der *langue* angeordnet sein. Über diese Punkte kann man diskutieren; nicht mehr diskutieren kann man dagegen über Guillaumes deutsche Beispiele *Ich durchgehe Wald und Wiese* (*verbe de langue*) und *Ich gehe die Rechnung durch* (*verbe de*

Bildungen angeht, ist sicher der Bauplan in der *langue* anzusiedeln; ob aber die jeweiligen Verbindungen Adj. + -ment alle in die *langue* gehören, scheint mir höchst zweifelhaft; sehr oft dürften hier aktuelle *discours*-Schöpfungen vorliegen.

²² Für die Hierarchie der Inzidenztypen cf. die Schemata p. 162 u. 164 (zwischen den Polen *langue* – *discours* haben wir eine Reihenfolge Subst. – Adj. – Verb – Adv. – Präd.).

²³ Cf. G. MOIGNET, *L'adverbe dans la locution verbale*, Québec 1961, p. 17ss., und bes. (in ausgefeilterer Form) *L'incidence de l'adverbe et l'adverbialisation des adjectifs*, *TLL I* (1963), 175–194; v. a. p. 175/176. – Eine der ersten Fassung bei Moignet ähnliche Form der Theorie findet sich auch bei Guillaume in *LSL*, p. 250s.

discours). Im ersten Fall muß es heißen *Ich gehe durch Wald und Wiese*, und wir haben ein «verbe de discours» (*gehen durch*); im zweiten Fall dagegen liegt das Verb *durchgehen* vor, also gerade das, was Guillaume als «verbe de langue» bezeichnet. Guillaumes Deutschkenntnisse reichten offensichtlich nicht aus, um sich im Dickicht der Konstruktionen Verb + Präd. (*gehen durch*), Präfix + Verb (trennbar; *durchgehen*) und Präfix + Verb (untrennbar; z.B. *durchlaufen*) zurechtzufinden; auf alle Fälle wäre es Pflicht der Herausgeber gewesen, diese Stellen zu eliminieren.

Bleibt noch die *théorie des voix*²⁴, die natürlich eng verbunden ist mit dem Problem der Transitivität. Der Gegensatz *transitiv/intransitiv* wäre eine Frage der vorhandenen bzw. unterbrochenen Inzidenz (auf das Objekt). Die Opposition Agens /v/ Patiens (bzw. *animé* /v/ *inanimé* in der wenig befriedigenden Terminologie Guillaumes) wird als *cas dynamique* bezeichnet und würde in die *langue* gehören; die Opposition Subjekt /v/ Objekt stellt den *cas logique* dar und würde erst im *discours* festgelegt²⁵ (cf. p. 170ss., 185, 193/194 usw.). Gerade der Fall des *cas logique* zeigt wieder deutlich, wie sehr Guillaume der Begriff des Satzbauplans fehlt, denn sonst könnte er ja nicht eine derart zentrale syntaktische Opposition in den *discours* verweisen. Aber Guillaume scheidet *langue* und *discours* eben nicht nach Kriterien wie *virtuell* /v/ *aktuell*, *konstant* /v/ *akzidentell* usw., sondern einfach nach *nicht syntaktisch* /v/ *syntaktisch!* Darüber hinaus stellt die Hereinnahme des *cas dynamique* (Agens/Patiens) in die *langue* eine Verwechslung der außersprachlichen Bezeichnungsebene und der sprachlichen Bedeutungsebene dar. – Den Übergang von der Transitivität zur *théorie des voix* und insbesondere zur Darstellung des Mediums bildet für Guillaume die Tatsache, daß beide Male zwei Inzidenzen vorliegen, wobei beim Medium allerdings die beiden inzidierten Personen identisch sein müssen (Subjekt). Diese doppelte Inzidenz würde es nun dem Medium ermöglichen, zwischen aktiver und passiver Bedeutung zu oszillieren und je nach Bedarf die eine oder andere zu aktivieren (p. 176/202). Das lateinische Deponens wäre ein Rest dieses ursprünglichen Mediums: wir hätten eine «Semiologie» des Mediums mit aktiver Bedeutung; beim lat. Passiv dagegen wäre die mediale «Semiologie» mit einem passivischen Inhalt verbunden. Aus diesem Medium heraus wären die *voix transitive*, *intransitive* und *passive* abzuleiten. Beim Transitiv wären nicht mehr beide Inzidenzen auf das Subjekt gerichtet, sondern die eine auf das Subjekt, die andere auf das Objekt; beim Intransitiv wäre die Inzidenz auf das Objekt annulliert; beim Passiv würde die Inzidenz auf das logische Subjekt aufgehoben und das logische Objekt in ein grammatisches Subjekt (= *sujet logique* bei Guillaume!) verwandelt (cf. p. 178/179, 180, 194, 201ss.). Im Französischen gäbe es nun noch gewisse Reste des alten Mediums, und zwar würde es sich um die in den zusammengesetzten Tempora mit *être* konjugierten Verben handeln: *je sors* (> einfache Tempora) wäre als aktiv, *je suis sorti* (> zusammengesetzte Tempora) als passiv zu interpretieren (p. 180/181, 202). Daneben wäre im Französischen ein neues eigentliches Medium entstanden: die *voix réfléchie*, bei der (logisch) Objekt und Subjekt ja zusammenfallen. Ob nun bei diesem neuen Medium die eine oder andere Bedeutung zum Zuge kommt, würde nur vom Semantem des Verbs und von Situation und Kontext abhängen. So wäre *il se regarde* aktiv, *il s'ennuie* medial und *ces choses se disent* passiv (cf. p. 182/183, 186). Diese Interpretation der *voix réfléchie* scheint mir sehr viel für sich zu haben; da die Opposition *aktiv/passiv* im Französischen äquipollenter Natur geworden ist (cf.

²⁴ Cf. hierzu auch den Aufsatz *Existe-t-il un déponent en français*, LSL, p. 127–142.

²⁵ Diese Terminologie führt leicht zu einer heillosen Konfusion, denn *sujet/objet logique* sind gerade das, was man sonst als grammatisches Subjekt/Objekt bezeichnet; *sujet/objet dynamique* entspricht dagegen dem logischen Subjekt/Objekt!

unten) und eine Neutralisationsmöglichkeit im Rahmen eines *terme non marqué* nicht mehr existiert, liefert gerade die *voix réfléchie* vom System her wieder eine Möglichkeit, die explizite Entscheidung *aktiv/passiv* zu umgehen.

Trotzdem drängen sich auch hier gewisse Vorbehalte auf. Ein erster betrifft die Beurteilung des lat. Passivs, das nach Guillaume vielleicht psychisch, keinesfalls aber «semilogisch» ein Passiv wäre; es würde sich vielmehr um ein Medium handeln. Ein eigentliches Passiv wäre erst von den romanischen Sprachen «erfunden» worden (p. 177ss., 202/203). Nun, wie man die im Lat. neben dem Aktiv existierende Form bezeichnet, ist an sich egal; unwe sentlich ist auch, ob sie von ihrem Signifikanten her ein früheres Medium fortsetzt – wichtig ist nur ihre Funktion. Und hier sieht Guillaume die Dinge doch wohl nicht ganz richtig. Die lateinische Diathese kann wohl nur als private Opposition interpretiert werden, deren merkmaltragendes Glied das Aktiv ist; fehlt dieses, kann das merkmallose Oppositionsglied seine Funktion übernehmen, ohne daß dies aber zwingend wäre (cf. *morior – mortuus sum*)²⁶. In den romanischen Sprachen haben wir dagegen eine äquipollente Opposition, die nur in der *voix réfléchie* transzendent wird. Das Entscheidende beim Übergang Latein > romanische Sprachen ist also nicht die Schaffung eines «Passivs», sondern die Wahl eines anderen Oppositionstypus für die Diathese. – Wenig befriedigend ist auch die Klassierung der *voix* in transitiv, intransitiv und passiv; eine Zusammenfassung von transitiv und intransitiv unter dem Begriff «aktiv» ließe sich schon deshalb rechtfertigen, weil ja nur das Passiv die «Umwandlung» logisches Objekt > grammatisches Subjekt kennt. Darüber hinaus scheint es mir aber auch fraglich, ob man die Opposition transitiv/intransitiv als diathetisch (und damit grammatisch) auffassen darf, handelt es sich doch nicht um eine durch verschiedene Signifikanten markierte Opposition wie im Fall aktiv /v/ passiv. Sie gehört nicht in den morphematischen Bereich (*signes*), sondern in den rein semantischen (*figures de contenu*); «Gleichschaltung» von transitiv/intransitiv (= aktiv) einerseits und aktiv/passiv andererseits ist wiederum nur möglich, wenn man wie Guillaume die Inhaltsseite des Zeichens vollkommen von der Ausdrucksseite löst. – Und schließlich noch eine letzte, ganz zentrale Frage: kann man das Passiv tatsächlich aufgrund einer Aufhebung der Inzidenz zum (logischen) Subjekt definieren, wenn dieses nachher wieder mit einer Präposition eingeführt wird? Die Inzidenz ist doch ein sprachliches Phänomen, und aufgrund der Einführung des *complément d'agent* durch eine Präposition könnte man hier tatsächlich von fehlender Inzidenz (aber zum grammatischen Objekt!) sprechen; in logischer Hinsicht, auf der außersprachlichen Bezeichnungsebene ist aber die Beziehung ja gerade nicht gestört. Auch hier vermischt Guillaume wieder in unzulässiger Weise Außersprachliches (Bezeichnung) und Sprachliches (Bedeutung/Meinung).

Dies sind nur die wichtigsten Punkte, die uns unbedingt einer Bemerkung zu bedürfen schienen. Auch in diesem zweiten Band der nachgelassenen Vorlesungen hat es sich wieder gezeigt, daß eine Auseinandersetzung mit Guillaumes Gedanken außerordentlich anregend ist, daß er aber auch nur allzu oft zum Widerspruch reizt; doch ein Werk kann sich ja selbst im Widerspruch als fruchtbar erweisen. Eine Beschäftigung mit Guillaumes Gedankengut ist immer lohnend, und wir erwarten neugierig, was uns die weiteren Bände noch alles bringen werden.

Peter Wunderli

²⁶ Natürlich spielt hier die Norm für die einzelne «Bedeutung» jeweils eine ganz entscheidende Rolle.

WOLFGANG DRESSLER, *Einführung in die Textlinguistik*, Tübingen (Niemeyer) 1972, 135 p. (*Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 13*).

Etwa im Februar 1972 erschien als Band 13¹ der Reihe «Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft» Dresslers *Einführung in die Textlinguistik*. Vielleicht, daß dieses Datum zumindest in der deutschsprachigen Linguistik einen Einschnitt darstellt, denn es handelt sich um die erste deutschsprachige Gesamtdarstellung² dieser jüngsten Teildisziplin der Linguistik³. Daß Textlinguistik dabei mehr noch bedeutet als *irgendeine* Teildisziplin der Linguistik, läßt sich ablesen daran, daß Dressler über die rein fachinterne Darstellung hinaus den Anschluß an benachbarte Disziplinen betont und die interdisziplinäre Rolle seiner Textlinguistik diskutiert in Beziehung zu «Kommunikationstheorie» (p. 102), «Kinesik» (p. 103), «Semiotik oder Semioleologie (Zeichentheorie)» (p. 103), «Soziologie» (p. 103)⁴, «Literaturwissenschaft» (p. 105)⁵ usw.; es kommen als weitere Nachbardisziplinen der Textlinguistik hinzu die «Stilistik» (p. 107), «Folkloristik» (p. 108), «Theologie» (p. 108)⁶, «Rhetorik» (p. 108), «Neue Rhetorik» (p. 109), «Logik» (p. 109), «Psychologie» (p. 110), «Dokumentationsanalyse» (p. 111), «Angewandte Sprachwissenschaft» (p. 113), «Fremdsprachenunterricht» (p. 113), «Schulunterricht» (p. 114) usw., alles in allem also ein stattlicher Fächerkomplex, dem die Textlinguistik Grundlagen und Methoden zu liefern imstande ist beziehungsweise sein soll.

Dressler stellt an sich einen hohen wie umfassenden Anspruch, was die Vollständigkeit und Verständlichkeit seiner Schrift angeht; daß er aber deshalb zum Nachweis der Relevanz textlinguistischer Fragestellungen seinen Ausgang nimmt bei den entsprechenden Kenntnissen von Schülern⁷, die natürlich von mathematischer Linguistik, linguistischer Statistik oder generativen Grammatiken kaum mehr Ahnung haben dürften als von Textlinguistik, ist nicht ganz einsichtig; auch die verschiedenen Verweisungs-⁸ und logisch-semantischen

¹ Ob sich der Verleger dabei wohl etwas gedacht hat?

² Cf. aber auch die Sammelände *Textlinguistik*, hg. von G. EICHINGER, *Replik 2* (1969); *Textlinguistik*, hg. von W. KLEIN, *Linguistik und Literatur 5* (1972); *Beiträge zur Textlinguistik*, hg. von W.-D. STEMPFL, München 1971.

³ Für die Wirkung dieser Einführung spricht zudem, daß DRESSLER im Rahmen der Entstehung seiner Veröffentlichungen u.a. mit Vorträgen in «Berkeley, Bratislava, Chicago, Columbus, Heidelberg, Los Angeles, Rennes, Salzburg und Wien» (DRESSLER, p. V) für die Textlinguistik geworben hat.

⁴ Cf. hier den «symbolischen Interaktionismus, der auf G. H. MEAD zurückgeht», «WITTGENSTEINS Konzept des Sprachspiels» und «S. SCHMITTS Handlungstheorie der Sprache» (DRESSLER, p. 104).

⁵ Cf. hier die «Texttheorie, etwa ... MAX BENSE» (DRESSLER, p. 105), die «narrative Analyse der französischen Strukturalisten», die «linguistisch inspirierte Kompositionsanalyse» (DRESSLER, p. 106) und auch die «Rezeptionsanalyse» (DRESSLER, p. 107) usw.

⁶ «..., daß die Textlinguistik überhaupt die Grundlage der Theologie darstelle, ...» (DRESSLER, p. 108).

⁷ «Textlinguistik oder auch Grammatik von Texten ist etwas, wovon man in der Schule nichts hört» (DRESSLER, p. 1).

⁸ Cf. p. 37, 6.5., u.a. der Begriff «Definition», zu dem der Kapitelverweis «II.6.1.» einen blauen Unsinn darstellt: wir befinden uns nämlich gerade in II.6.1.; dort aber wird über den Terminus hinaus keinerlei Erläuterung gegeben; siehe auch den zugehörigen Sachregisterverweis, der ungenau («36s.») eben auf die gleiche Vorkommensstelle verweist. Einer gleichen Kritik muß übrigens auch die Überschrift von II.6.1. und ihre beiden Begriffe «Inklusion» und «Implikation» unterzogen werden; auch hier ergeben die Sachregisterverweise keinerlei Aufhellung; wie bitter nötig das aber wäre, besonders für solche Begriffe wie die Implikation, beweist die sich auf solche Begriffe konzentrierende Diskussion der sogenannten semantischen Determination.

Verknüpfungsfehler⁹ seien hier nur am Rande erwähnt; weiterhin soll uns die Tatsache nicht beirren, daß manche Argumentationen und Darstellungseinheiten ersatzweise mit Literaturverweisen bestritten werden, – es wäre lohnenswert, einmal die Aussagen zusammenszustellen, deren Glaubwürdigkeit und Überzeugungskraft durch *eigene* Argumente, mithin ohne Rückgriff auf Literatur¹⁰ erstellt worden sind. Doch das alles sei hier nur beiläufig angesprochen, wohingegen schon schwerer wiegt, daß uns hier eigentlich keine Einführung in die Textlinguistik vorliegt; von dieser nämlich sollte man einen wenn auch perspektivischen – weil standortgebundenen – Überblick über die verschiedenen theoretischen Ansätze und Schulen wie auch grundlagenorientierte Informationen erwarten dürfen; Dressler hingegen konzentriert sich so gut wie ausschließlich auf einen generativen, und zwar generativ-semantischen Ansatz und filtert alles und jedes auf diesen Ausgangspunkt hin; auch seine Beschwörung, er wolle nicht dogmatisch verfahren, ändert nichts daran, daß er es dann dennoch tut: «Im Hinblick auf die heutige wissenschaftstheoretische Situation [a] und auf mutmaßliche Vorkenntnisse und Interessen der Leser [b] werde ich hier, ohne dogmatisch zu sein oder Formeln auszubreiten, der generativistischen Strömung den Vorzug geben, und im Rahmen der verschiedenen Schulen der generativen Grammatik der intuitiv am einleuchtendsten Richtung, der von der Bedeutung ausgehenden generativen Semantik [c]¹¹, der sich immer mehr Sprachforscher Europas und Amerikas anschließen bzw. sie weiterführen.» (p. 4). Ob das als Argumentation genügt?!

Die Berufung auf die generative Semantik führt uns auf ein erstes zentrales Problem. Als Systematik nämlich bietet Dressler – wenn überhaupt – eine Übertragung der Systematik einer Satzlinguistik an. Entsprechend wird in Parallele zur semantischen Satzrepräsentation der generativen Satzsemantik eine semantische Textbasis konzipiert, die über sogenannte semantische Entwicklungen aus einem Textthema beziehungsweise einer thematischen Textbasis abgeleitet sein und die ‘Tiefenstruktur’ eines Textes oder Textstückes darstellen soll. Hierhin gehören noch die Begriffe «semantische Kohärenz» bzw. «Kohäsion»¹², semantische Kohäsionen – mithin inhaltlich mehr oder weniger übereinstimmende Komponenten – sichern die Konsistenz des Textes von Satz zu Satz; solche Kohäsionen werden in Form eben einer semantischen Entwicklung¹³ zu einem gedanklichen, handlungsmäßigen oder darstellenden Gesamtzusammenhang entfaltet.

Nun wird einem die Berufung auf die generative Semantik¹⁴ allerdings schon in der Ein-

⁹ Cf. p. V «Zur Zeichensetzung»: «Schrägstrich (/) bedeutet, daß entweder das oder die Wörter vor dem Schrägstreich oder die entsprechenden Wörter danach zu wählen sind, ...». Cf. etwa auch p. 42, 8.4., erster Satz. Cf. etwa die Ausführungen auf p. 40s. mit p. 17ss., insbesondere mit p. 19 unten. – Einen Fehlertyp für sich beziehungsweise einen ganz anderen Fall von Uneinsichtigkeit bilden Fälle wie p. 17 N 40, wo das Abhängigkeitsverhältnis von Kompetenz und von Performanz auf den Kopf gestellt wird, insbesondere was den letzten Halbsatz angeht.

¹⁰ DRESSLERS Umgang mit Literatur und Literaturverweisen nimmt manchesmal geradezu atemberaubende Formen an, so wenn er mit einem Federstrich Autoren wie M. BENSE und seine Texttheorie unter den Tisch wischt – cf. etwa p. 105.

¹¹ Was hat a mit b und a/b mit c zu tun?

¹² Stellvertretend sei hier DRESSLERS Kennzeichnung eines Typs der semantischen Kohäsion angeführt: «Semantische Rekurrenz wird aus der thematischen Textbasis durch Kopierung abgeleitet, d.h. durch eine semantische Transformation, die ein semantisches Merkmal oder einen Merkmal-komplex auf die lineare Textfolge distribuiert.» (p. 41); fragt sich nur, wie das formalisiert werden soll. Cf. p. 17, 2.1., insbesondere dann p. 19 unten; ferner p. 51.

¹³ Siehe N 12 sowie DRESSLER p. 63, vor allem 2. Abschnitt.

¹⁴ Cf. weiter oben bzw. DRESSLER, p. 4/5, 2.3.

leitung verdächtig, in der die Unterschiede der Semantik zur Syntax bagatellisiert werden, und zwar sowohl¹⁵ als Unterschied zweier generativen Grammatik-Modelle¹⁶ wie auch¹⁵ allgemein fachsystematisch; unvertretbar scheint mir der nirgends korrigierte oder eingeschränkte Rückgriff auf die generative Semantik freilich erst dort zu sein, wo Dressler unter solcher Flagge auf Begriffe der generativen Syntax (Chomsky¹⁷, Bechert u.a.¹⁸) zurückgreift, und zwar auf Begriffe, die typisch gerade und nur für die Syntax sind: «Man vergleiche damit aus der Satzgrammatik etwa Begriffe der Generativisten wie Subkategorisierung und Selektion, Projektion und ...» (p. 63); gerade der Begriff der Projektion stellt ja den zentralen Begriff der interpretativen Semantik dar.

Systematisch schwer wiegt der Rückgriff auf die generativen Grammatiken – hier in Form der generativen Semantik – auch dort, wo Dresslers Gedankengang bereits im Ansatz der Modellvorstellung einer semantischen Satzrepräsentation (und auch derjenigen einer syntaktischen Tiefenstruktur) widerspricht; Satzrepräsentationen und Tiefenstrukturen nämlich ergeben sich – ausgehend von der Formation eines ersten sogenannten Basisatzes¹⁹ – durch immer erneute Anwendung des gleichen Regelapparates zur Bildung weiterer dann eingebetteter²⁰ Basissätze (Rekursivität). Mithin geht es bei Satzrepräsentationen wie Tiefenstrukturen von Sätzen nicht um die Expansion²¹ eines ersten Symbols – etwa eines Themas²² – zur semantischen Repräsentation oder syntaktischen Tiefenstruktur. Expansion nämlich setzt gemäß Greimas die semantische Äquivalenz der zu expandierenden Einheit mit dem Produkt der Expansion voraus und hat so weder etwas mit semantischer Erweiterung oder Entwicklung zu tun (es handelt sich um eine Art lexematischer Ausweitung, nicht um semantische), noch geht es bei der Expansion um «jene syntaktische Eigenschaft der Rede, die das Hinzufügen sukzessiver Determinationen²³ ... erlaubt²⁴: das ist das Charakteristikum des normalen Funktionierens der Rede. Die Expansion erhält ihre volle Bedeutung erst dann, wenn eine expandierte Sequenz als einer syntaktisch einfacheren Kommunikationseinheit, als die es ist, äquivalent anerkannt wird²⁵.»

Auch dann, wenn Expansion im Unterschied zu Greimas und wohl auch eindeutig im

¹⁵ Das wird wie vieles andere bei DRESSLER aus der Textstelle allein nicht ganz klar, und man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß System dahinter steckt.

¹⁶ DRESSLER, p. 4/5.

¹⁷ Cf. «S. CHOMSKY (1965, ...); J. BECHERT – ..., *Einführung in die generative Transformationsgrammatik* (München, Hueber 1970) 53ff.» (DRESSLER, p. 63 N 157).

¹⁸ Ein Buch, das ausschließlich in die generative Syntax einführt – von generativer Semantik nicht ein Wort.

¹⁹ Cf. N 20.

²⁰ Cf. etwa G. LAKOFF, *Linguistik und natürliche Logik*, Frankfurt a. M. 1971, p. 84.

²¹ «So wie die paraphrasierende Reduktion eines Textes zur Inhaltsangabe und Überschrift führt, kann sich ein Thema durch semantische Expansion zu weiteren Themen und schließlich zum Gesamttext entfalten.» (DRESSLER, p. 19). – «Das Textthema steht also mit der Gesamtbedeutung des Textes (textsemantische Basis) durch thematische bzw. semantische Entwicklung ... in Beziehung.» (DRESSLER, p. 19).

²² Cf. dazu noch später.

²³ Im Hinblick auf die geforderte semantische Äquivalenz ließe sich das S-Symbol der generativen Syntax (das der generativen Semantik fällt aus der folgenden Charakterisierung heraus) allenfalls so beschreiben, daß die Menge der spezifischen Endpositionen eines jeweiligen einfachen Basissatzes bzw. Basis-P-Markers eine Expansion von S darstellt: alle Erweiterungen jedoch und alle lexikalischen Formative fallen hier schon wieder heraus.

²⁴ So etwa in Form einer rechts- oder links-verzweigenden Kette determinativer Nebensätze.

²⁵ A. J. GREIMAS, *Strukturelle Semantik*, Braunschweig 1971, p. 63/64.

Gegensatz zu Dressler verstanden wird als eine besondere Form des Ersetzens im Sinne der Ersetzungsregeln der Basiskomponente einer generativen Transformationsgrammatik²⁶, auch dann bleibt die Parallelie zum Satz uneinsichtig; denn dasjenige, was Dressler zum Ausgang nimmt, ist ja eben nicht ein T(ext)-Symbol – vergleichbar dem S-Symbol, sondern ist allenfalls vergleichbar und wird auch von Dressler verglichen mit einem einfachen Basis-satz: «Diese zugrundeliegende Basis besteht aus einer Proposition mit nicht-kommunikativem Prädikat und Argumenten (Aktanten) als gebundenen Variablen. Die Proposition wird durch performative und modale Operatoren modifiziert, die Variablen durch Quantifikatoren gebunden. Diese vorgeschlagene Formalisierung entspricht in etwa der in diesem Buch vorgeschlagenen textthematischen Basis» (p. 10²⁷). Siehe als Beispiel: «Oder als Thema dieses Buches könnte gelten ... ‘Die Hauptprobleme der Textlinguistik sind Textsemantik, Textsyntax, Textpragmatik und ihr Zusammenhang mit anderen Wissenschaften’» (p. 18)²⁸.

Wenn also überhaupt von semantischer Expansion geredet werden kann, dann sicherlich nicht in bezug auf einen solchen Thema-Begriff, den im übrigen Dressler selbst – und anscheinend ohne das zu merken – wiederholt durchbricht, denn wie anders sind Passagen zu verstehen wie etwa: «Ein Thema wird also kontextuell aus der Situation oder ko-textuell aus einem vorangegangenen Textstück (desselben Textes²⁹) durch Kopierung gewonnen... Im zweiten Fall gehört das Thema also dem Bedeutungsfeld (Wortfeld) eines oder besonders des vorangegangenen Satzes an. ... Dieser Typ der Entwicklung ... hat Daneš ... thematische Progression genannt. Er unterscheidet dabei Das Rhema (= neue Information) eines Satzes wird zum Thema des nächsten (= einfache Anaphora): ‘... Ich habe einen Hund. Er heißt Rex.’» (p. 41).

Daß nun der zuletzt angesprochene Thema-Begriff und die von Daneš gelieferte Typisierung genauer die Substitution Harwegs (*Pronomina und Textkonstitution*) in der Perspektive der sogenannten funktionalen Satzperspektive (Thema-Rhema Gliederung des Satzes³⁰) beschreibt, scheint Dressler entgangen zu sein³¹, und doch scheint hier der Schlüssel zum Verständnis der thematischen Konstitution von Texten zu liegen. Substitutionsreihen nämlich substituieren einen Bedeutungskomplex, der meistens lexikalisiert vorliegt – das jedenfalls sind die Fälle, die Harweg vorzugsweise untersucht; das Substituierte seinerseits aber ist dasjenige, was Dressler bzw. Daneš als Thema der Sätze der entsprechenden Substitutionsreihe ansetzt. Sind Sätze durch mehr als ein Thema untereinander verbunden, so gilt es, im Rahmen der Ermittlung der Themenhierarchie die Reichweiten der einzelnen Themen zu ermitteln, was ein formales Beispiel veranschaulichen soll:

²⁶ «Im Englischen heißen ... solche Regeln ‘rewrite rules’ oder ‘rewriting rules’. Diese Bezeichnung ist insofern angemessener als..., als die im Deutschen häufig verwendete Bezeichnung ‘Ersetzungsregel’, als die links vom Pfeil stehende Kette nicht verlorengeht, d. h. im wörtlichen Sinne gar nicht ersetzt wird.» (BECHERT u.a., *Einführung in die generative Transformationsgrammatik*, München 1971, p. 42).

²⁷ «Ein Thema ist am besten in Form eines einfachen oder komplexen Basis-Satzes zu repräsentieren ...» (DRESSLER, p. 17). Oder: «Wie ein Basis-Satz, der ein Textthema repräsentieren soll, auszusehen hat, ...» (DRESSLER, p. 19). Cf. zuguterletzt p. 40/41, 50/51 oder dann auch p. 92.

²⁸ Das scheint mir – stellvertretend für das ganze Buch – eine wahrlich erschöpfende Auskunft zu sein, die obendrein eine rein formale Fachsystematik als Problemkatalog verkauft.

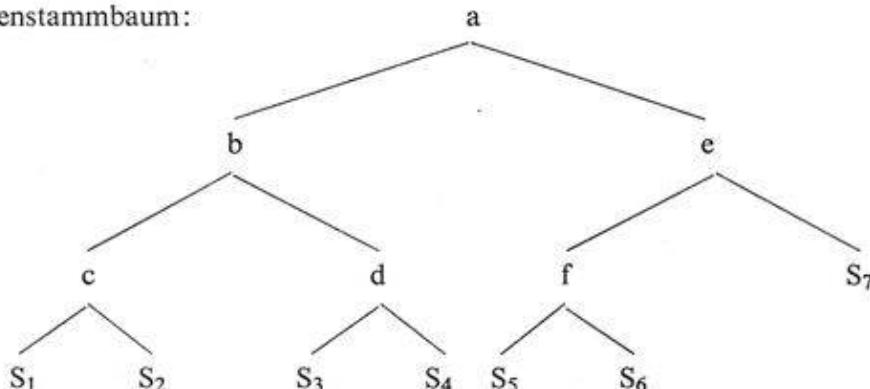
²⁹ Was bestimmt / macht eigentlich, daß zwei Sätze zum gleichen Text gehören ?

³⁰ Cf. K. BOOST, *Neue Untersuchungen zum Wesen und zur Struktur des deutschen Satzes*, Berlin 1964.

³¹ Wie ihm sowohl der Substitutionsbegriff wie auch Sequenzmodelle (u.a. R. HARWEG bzw. R. BARTHES) unbekannt zu sein scheinen. Cf. die Einleitung zu M. SCHECKER, *Sem- und Themenanalysen als textlinguistische Beschreibungsverfahren*, *Deutsche Sprache* 2 (1973), 16–49,

S(atz) 1 (Thema a, b, c)	S 2 (a, b, c)	S 3 (a, b, d)	S 4 (a, b, d)	S 5 (a, e, f)	S 6 (a, e, f)	S 7 (a, e)
-----------------------------	------------------	------------------	------------------	------------------	------------------	---------------

Themenstammbaum:



Ob für einen solchen Stammbaum dann der Begriff der Expansion (im Sinne Greimas') in Anschlag zu bringen ist, bleibt zu diskutieren; immerhin stellt eine lexikalische Einheit als Thema noch mehr und anderes vor, denn als Lexem. Mit anderen Worten bleibt zu diskutieren, worin sich ein und dieselbe sprachliche Einheit als Lexikoneintrag und als Thema eines Textes voneinander unterscheiden, welche Abfolge von Sätzen oder auch untergeordneten Themen impliziert ist, welche Tempusfolge etwa oder welche 'Reliefgebung'³² als adäquat zu gelten hat usw.

In welch voreiliger Weise Dressler sich auf das Modell der generativen Semantik beruft, macht nun noch ein zweiter, für die Textlinguistik (und für den Vergleich diesmal von Satzakt selber und von Text³³ ebenfalls zentraler Punkt deutlich. Figge³⁴ nämlich weist nach, daß Sätze als Sätze – mithin die sie symbolisierenden «S» – keine Positionen eines Textes³⁵ darstellen³⁶, daß also Sätze/Satzakte und Text nicht in einem einzigen durchgängigen Struk-

³² Cf. H. WEINRICH, *Tempus – besprochene und erzählte Welt*, Stuttgart 1971.

³³ Die bisherige Argumentation gegen die Parallelisierung von Satz und Text machte ihre Ausführungen primär an satzinternen Syntagmen fest; hier nun soll es primär um das Satzsyntagma bzw. den Satzakt selber gehen.

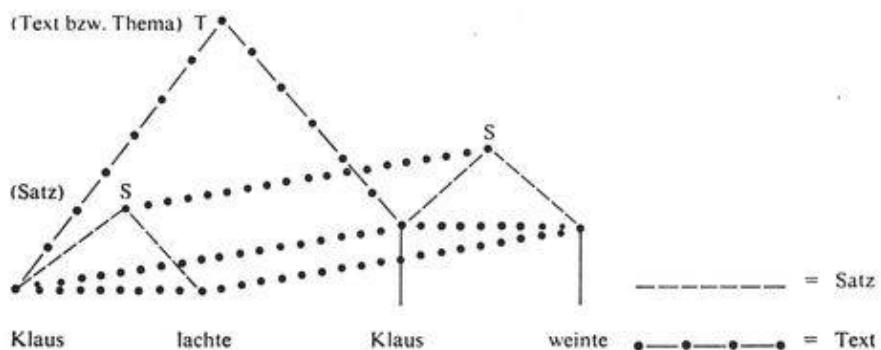
³⁴ U. L. FIGGE, *Syntagmatik, Distribution und Text*, in: W. D. STEMPFL, *Beiträge zur Textlinguistik*, München 1971., p. 161–181.

³⁵ Cf. solche Textstellen wie die folgende: «So wie Worte Positionen in Syntagmen ausfüllen, Syntagmen in Teilsätzen (clauses), Teilsätze in komplexen Sätzen, ebenso füllen auch Sätze Positionen in Paragraphen und diese in Texten (discourses) aus». (DRESSLER, p. 67). Diese Ansicht der Tagmemiker (so K. PIKE) wird von DRESSLER offenbar unbesehen übernommen.

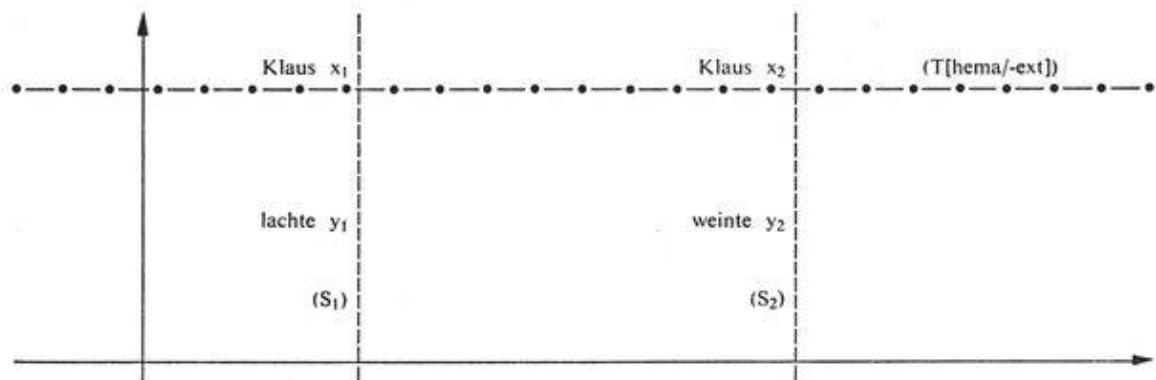
³⁶ Seine Formulierung lautet freilich noch etwas anders; er zieht nämlich aus der Erkenntnis, daß Sätze etwa aus einem Text weggenommen werden können, den Schluß, «daß sie lediglich nebeneinander stehen, nicht aber miteinander kombiniert werden. Wenn sie aber nicht miteinander kombiniert werden, muß man wiederum annehmen, daß es oberhalb ihrer keine Stellenkombinationen, und das heißt schließlich: keine sprachliche Ebene mehr gibt, daß jene Sätze also keinerlei syntagmatische Möglichkeiten haben.» (FIGGE, *op. cit.*, p. 163). Diesen Schluß – wie gesagt – halte ich für falsch; es gibt hinreichend Argumente dagegen, ja: FIGGE selbst kennt Beziehungen oberhalb der Satzgrenze, die er mit Tesniere *jonction* nennt, die auch wir hier noch als Konjunktionalformen – = Konjunktionen und andere Konnektoren – diskutieren werden, und zu denen Figge in unzulässig einseitiger Orientierung am Begriff der Stellenkombination ausführt: «... [eine Art der Beziehung, die] im Gegensatz zur Stellenkombination, zwischen Gleichartigem wirkt.» (FIGGE, *op. cit.*, p. 164).

turstammbaum dargestellt werden können. Auf den Satz projiziert ergibt das Figges Unterscheidung von situierendem/situierterem und von manifestierendem Syntaktem: «Um eine Benennung beider Arten von Syntaktemen nach ihren Komponenten zu vermeiden, nenne ich das verbale lieber situierendes, die übrigen [Aktanten plus nicht-notwendige Erweiterungen/Angaben] situierte Syntakteme³⁷.» Und: «In der Tat läßt sich eine ... Zweitstruktur des Satzes erschließen, ... Es gilt nämlich zu berücksichtigen, daß in den meisten Sätzen mindestens ein situiertes Syntaktem Beziehungen zum jeweils voraufgegangenen Satz hat... [Substitution]. Diese Beziehungen sind Beziehungen zwischen Teilen von Sätzen und Teilen von Sätzen..., bestenfalls zwischen Teilen von Sätzen und Sätzen..., nicht aber zwischen ganzen Sätzen³⁸.» Wollte man sich das im Rahmen eines Strukturstammbaums klarmachen, so benötigte man zwei Darstellungsebenen, die wir durch eine räumliche Darstellungsweise vergegenwärtigen wollen:

Ex.: Klaus lachte und weinte zugleich.



In einem zweidimensionalen Graphen ergibt das:

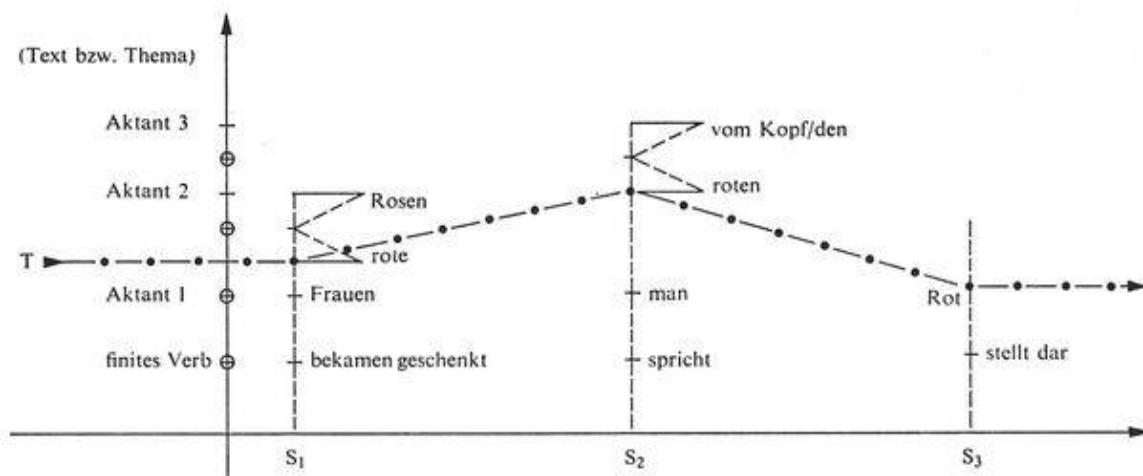


Daß obige Ausführungen nun auch für Satz-interne Syntagmen gelten, macht eine Satzreihe wie die folgende verständlich:

(Die meisten) Frauen *bekamen_x* (schon einmal) rote Rosen *geschenkt_x*. (Oder) man spricht *vom_y* roten *Kopf_y*, *den_y* (einer bei Gelegenheit bekommt). Rot *stellt_z* (also durchaus eine ‘psychologische’) Farbe *dar_z*.

³⁷ FIGGE, *op. cit.*, p. 166.

³⁸ FIGGE, *op. cit.*, p. 168.



Die Parallelisierung von Satz und Text im Rückgriff auf das Modell der generativen Semantik birgt nun noch eine weitere schwerwiegende Hürde, von der Dressler leider keine Notiz nimmt. Auch eine generative Semantik nämlich³⁹ geht von einem endlichen Inventar an Bedeutungskomponenten je Lexikoneintrag aus. Mindestens der Textbereich aber scheint der Forderung nach fester Abfolge einer begrenzten Menge von elementaren Einheiten nicht gehorchen zu müssen, was bedeutet, daß die Abfolge der Themen eines hierarchischen Themenstammbaums wie auch die Abfolge der Sätze einer Substitutionsreihe ('Basistext') allenfalls durch bestimmte (mehr oder weniger) konstante Übergangswahrscheinlichkeiten bestimmt ist und kein begrenztes Inventar an Formationsschritten vorliegt. Hier also bedürfte der Rückgriff auf die semantische Satzrepräsentation ebenfalls weiterer Überlegungen.

Wir wollen zum Schluß noch einige begrenztere Fragen an Dressler stellen. Eine erste Nachfrage betrifft hier jene Satzzusammenhänge, die durch Konjunktionen erstellt wurden. Ausgehend von der Frage nach der Anzahl der semantischen Verknüpfungsrelationen einer Sprache kommt Dressler wie folgt auf die Konjunktionen zu sprechen: «... man hält sich induktiv an das augenfälligste *Ausdrucksmittel* [Sperrung von M. Sch.] der Verknüpfungsrelationen, an die Konjunktionen und andere Konnektoren» (p. 67). Wenn nun «die Konjunktionen u.a.» als «äußerer Ausdruck [was wäre dagegen der 'innere Ausdruck' beziehungsweise der 'äußere Inhalt'?] semantischer Satzverknüpfungsrelationen» (p. 71) bezeichnet werden, so liest man mit Verwunderung die folgende Passage: «Die Möglichkeit der Asyndese ohne Beseitigung der Restituierbarkeit ... des Sinns der Satzverbindung zeigt, daß Konjunktionen zur Satzverbindung viel weniger leisten als die semantischen Beziehungen zwischen den Sätzen selbst, die wir unter Schlagwörtern wie ... Verknüpfungsrelationen behandelt haben» (p. 71). Über Widersprüchlichkeiten solcher Art hinaus scheint mir das Phänomen zugleich unklar⁴⁰ charakterisiert zu sein. In der Tat muß man bei den Konjunktionen und anderen Konnektoren Dresslers von Ausdruck sprechen, aber von

³⁹ Also nicht nur die interpretative – geschweige denn die Syntax des Modells der generativen Syntax.

⁴⁰ Daß DRESSLER unter logisch-semantischem Blickwinkel etwa die Konjunktionen als Sätze verbindende sprachliche Konnektoren darstellen will in Form logischer Prädikate (cf. p. 67), scheint mir höchst uneinsichtig, ja fragwürdig. Denn unter einem solchen Blickwinkel müßten die Konjunktionen eigentlich in Form aussagenlogischer Funktoren beziehungsweise in Form von Junktoren dargestellt werden.

textsyntaktischem Ausdruck oder Ausdruckssyntax des Textes, vergleichbar solchen Erscheinungen wie Präpositionen, die ja auch über syntaktische Bedeutung hinaus lexikalische Bedeutung tragen können. So gesehen aber sind die Konjunktionen und andere Konnektoren eben gerade ausdrucksseitig zu klassifizieren, wiewohl uns Dressler selbst eine inhaltsseitige Klassifikation schuldig bleibt; freilich verweist auch er auf die Typisierungen textsemantischer Verknüpfungsrelationen, wie sie von Isenberg⁴¹ oder auch von Koch⁴² usw. geliefert werden.

Kennzeichnend für die Solidität der vorliegenden Einführung in die Textlinguistik scheint mir auch die Erörterung der Referenz und der Koreferenz zu sein, die eine Rolle spielen im Rahmen der Substitution; notwendige Bedingung für den Bestand einer Substitutionsreihe nämlich ist die Bezeichnungidentität (so Roland Harweg in *Pronomina und Textkonstitution*) von Substituens und Substituendum; mithin ist die Identität von Substituens und Substituendum gegeben als Identität der entsprechenden außertextmäßigen Korrelate (so Figge, *op. cit.*). Hier nun setzt Dressler an und führt aus: «Basis der Koreferenz ist die Referenz, die direkte bzw. indirekte Beziehung von Wörtern oder Lexemen ... oder Lexikon-Eintragungen auf die außersprachliche [sic!] Welt. Nach Ogden und Saussure [sic!] bezieht sich der Bedeutungsinhalt eines Wortes direkt oder über den Sprecher auf die Außenwelt, ...» (p. 22). An Dressler wäre die Frage zu stellen, ob er sein «bzw.» im Sinne eines einschließenden oder aber im Sinne eines ausschließenden ‘oder’ meint und also zwei Möglichkeiten der Bezugnahme auf eine Wirklichkeit sieht, die gleichrangig nebeneinander stehen; das letztere Verständnis wird gestützt durch sein «oder»: heißt das also, daß sich ein Zeichen an sich und über den Sprecher auf eine Außenwelt beziehen kann? Kann sich ein Zeichen überhaupt gleichsam von selbst (direkt oder indirekt) auf eine Außenwelt beziehen? Und: Sind es zwei Formulierungen der gleichen Sache, wenn Dressler davon spricht, daß der Sprecher «den Bedeutungsinhalt eines Wortes oft auf ein ganz spezifisches Ding der Außenwelt bzw. auf eine begriffliche Vorstellung (Denotat)» (p. 22) bezieht? Sind also «Ding der Außenwelt» und «begriffliche Vorstellung (Denotat)» ein und dasselbe? Übrigens: Was heißt eigentlich «Bedeutungsinhalt eines Wortes» – gibt es auf der Inhaltsseite eines Zeichens (die Zweiseitigkeit sprachlicher Zeichen vorausgesetzt) auch etwa einen Bedeutungsausdruck oder einen Ausdrucksinhalt? Und die Zusammenhänge werden vollends undurchschaubar, wenn Dressler auf Saussure rekurriert, der die hier zur Verhandlung stehenden Beziehungen eines Zeichens gar nicht thematisiert, oder wenn Dressler auf Ogden zurückgreift und ihm unterstellt, er würde in seinen Überlegungen das Zeichen auch sich direkt auf eine Außenwelt beziehen lassen. Richtig hingegen ist, daß gemäß Ogden und Richards das Zeichen⁴³ von uns auf eine Außenwelt bezogen wird, was ein dreipoliges Schema ‘Symbol – Gedanke oder Referenz (Interpretation im Zeichenbenutzer) – Referent (Objekt)’⁴⁴ ergibt, bei dem die Pole ‘Symbol’ und ‘Referent’ unverbunden bleiben.

Fassen wir zusammen, so bietet Dressler eine Fülle von durchaus anregenden Anmerkungen und Beobachtungen. Leider sind diese nicht eingegangen in ein durchgängiges Konzept der Darstellung und werden zugleich erdrückt durch die Flut der eingebrachten Verweise auf Fachliteratur. Es kommt hinzu, daß der Band manches nur Halbfertige und auch Wider-

⁴¹ H. ISENBERG, *Überlegungen zur Texttheorie*, in: *J. Jhwe, Literaturwissenschaft und Linguistik I*, Frankfurt a. M. 1971, p. 155–172.

⁴² W. A. KOCH, *Einige Probleme der Textanalyse*, *Lingua 16* (1966), 383–398.

⁴³ OGDEN/RICHARDS, *The meaning of meaning*, London 1923. ¹⁰1952, etwa p. 11 oder auch p. 53.

⁴⁴ Gemäß H. HÖRMANN, *Psychologie der Sprache*, Berlin-Heidelberg-New York 1970, p. 168.

sprüchliches enthält; alles in allem aber muß der Versuch einer einführenden Gesamtdarstellung begrüßt werden, die als erste des deutschsprachigen Raums das Wissen um diese so wichtige Teildisziplin der Linguistik zu verbreiten sucht.

Michael Schecker



Travaux de linguistique et de littérature publiés par le Centre de philologie et de littératures romanes de l'Université de Strasbourg 9/1-2 (1971), 359 + 243 p.

Die neuesten beiden Hefte der *TLL*, die zusammen Band 9 der Reihe bilden, präsentieren sich hinsichtlich Gestaltung, Aufmachung und Thematik in den vorhergehenden Jahrgängen entsprechender Form. Wiederum ist Heft 1 der Sprachwissenschaft im weiteren Sinn (*Linguistique – Stylistique – Philologie*) gewidmet, während Heft 2 der Literaturwissenschaft vorbehalten bleibt. Allerdings ist die Grenze zwischen den beiden Bereichen nicht immer so eindeutig, wie man auf den ersten Blick meinen könnte. Gewisse Beiträge des ersten Halbbandes könnten ohne weiteres im zweiten untergebracht werden und umgekehrt. Vor allem im Bereich der Mediävistik und der Stilistik sind die Übergänge fließend und demzufolge die Zuordnungen bis zu einem gewissen Grade willkürlich.

Das erste Heft enthält die folgenden Beiträge:

1. Gilles Roques, *La langue de Jonas de Bobbio, auteur latin du VII^e siècle* (p. 7–52). – Jonas von Bobbio hat im 7. Jh. (zwischen 640 und 646) eine *Vita Columbani* (in zwei Büchern) verfaßt. Nachdem 1955 ein neues Manuskript – das älteste der erhaltenen – entdeckt worden ist, konnte die alte Ausgabe von B. Krusch in den *MGH* (1902/1905) nicht mehr genügen, zumal sich auch die Editionstechnik in den letzten 70 Jahren nicht unerheblich verändert hat. Roques entschloß sich deshalb, eine Neuausgabe des ersten, sich ausschließlich mit Kolumban befassenden Buches vorzubereiten, und es wäre zu wünschen, daß auch der zweite, v.a. Kolumbans Jüngern gewidmete Teil neu ediert wird. Aufgrund seiner Editionsarbeit legt Roques hier eine Studie der Sprache des Autors vor. Nacheinander werden Phonetik/Phonologie (*les sons*), Morphologie und Syntax in ihren Charakteristika dargestellt; die Fakten werden – besonders im 2. und 3. Teil – öfters statistisch ausgewertet und mit den entsprechenden Ergebnissen bei anderen nachklassischen, z. T. auch klassischen Autoren verglichen. Jonas von Bobbio erweist sich dabei als für seine Zeit außerordentlich gebildeter Autor, der sich heroisch, wenn auch nicht immer mit Erfolg, um die Elimination der Vulgarismen in seinem Text bemüht. Seine Sprache ist somit keineswegs ein Spiegel der Volkssprache. Gerade in ihrer puristischen Grundhaltung legt sie aber dort Zeugnis für die Verbreitung gewisser Erscheinungen ab, wo bestimmte Vulgarismen mehr oder weniger regelmäßig auftreten. Hier wären v. a. Phänomene zu nennen wie: die Elimination der Neutra (p. 15/15), die Kasusersetzungen und die Ausdehnung des Gebrauchs der Präpositionen (p. 17ss.), die Vertauschung der Demonstrativa (p. 29ss.; Verstärkungen mit *ecce* etc. dagegen fehlen), die Verschiebungen im Modusgebrauch (p. 35ss.) und die Veränderungen in der Wortordnung (p. 41ss.). Ob wir in *da ipsum totum* ('donne le tout') tatsächlich einen eindeutigen Artikel (*ipse*) haben (p. 33), kann nur aufgrund des weiteren Kontextes entschieden werden; eine demonstrative Funktion läßt sich aufgrund des von Roques zitierten Bruchstückes nicht ausschließen. Unbefriedigend ist ferner im ersten Teil die mangelhafte Scheidung zwischen Laut und Graphie; ein Versuch zu einer phonologischen Interpretation der Fakten fehlt.

2. Antonio Quilis, *Caracterización fonética del acento español* (p. 53–72). – In den ersten beiden Teilen seiner Arbeit gibt Quilis einen Überblick über die Akzentforschung im allge-

meinen (v.a. aber im Bereich des Englischen) und die spanische Akzentforschung im besonderen. Trotz der z.T. sehr widersprüchlichen Positionen lässt sich doch ein gewisses Übergewicht der Auffassung feststellen, der Akzent manifestiert sich in erster Linie in der Tonhöhe (Frequenz des Grundtons) und sekundär in der Quantität des Vokals, während die Intensität kaum eine Rolle spielt. Im dritten Teil überprüft Quilis diese Schlüsse aufgrund einer eigenen Versuchsanordnung mit fünf Testpersonen. Die in sieben ganzseitigen Tabellen dargestellten Resultate führen im wesentlichen zu den gleichen Schlüssen, lassen aber insofern noch einige Fragen offen, als es Fälle gibt, wo der Akzent durch keinen der drei Faktoren markiert zu sein scheint.

3. Manuel Alvar, *Un problème de langues en contact: la frontière catalano-aragonaise* (p. 73–84). – In einer brillanten Skizze stellt Alvar die Dialektverhältnisse im katalanisch-aragonesischen Grenzraum dar, wobei als entscheidender Faktor die im Hintergrund stehende kastilische Hochsprache in Rechnung zu stellen ist. Es ist v.a. die kastilisch-aragonesische «Allianz» mit ihrem höheren Kultur- und Sozialprestige, die die Situation zu ungünsten des Katalanischen beeinflusst. Sehr wertvoll – wenn auch keineswegs neu – ist die starke Betonung soziolinguistischer Aspekte im ganzen Fragenkomplex, wobei der Argumentationsbereich der traditionellen Dialektologie kaum je verlassen wird: die Dialektologie war eben soziolinguistisch orientiert, lange bevor der Wirbel um die «moderne» Soziolinguistik begann.

4. Pierre Gardette, *Brève présentation du francoprovençal* (p. 85–90). – Da der frankoprovenzalische Sprachraum weder geographisch noch national bedingt ist, versucht Gardette verkehrs- und handelspolitische Gegebenheiten für seine Ausgestaltung verantwortlich zu machen: es wären die beiden von Lyon nach Aosta führenden Straßen (Lyon–Genf–Martigny–Großer St. Bernhard–Aosta und Lyon–Isère-Tal–Kleiner St. Bernhard–Aosta), die gewissermaßen das Skelett des ganzen Gebietes liefern würden. Zur (äußerst skizzenhaften) sprachlichen Charakterisierung des Frankoprovenzalischen wird mit folgenden Kriterien gearbeitet: Behandlung von Á, Behandlung der Auslautvokale, Diphthongierung von E und O, Palatalisierung Ú > ü.

5. Gaston Tuaillet, *Analyse d'une carte linguistique: «cheval-chevaux» (ALF 269)* (p. 91–178). – Die Karte *cheval-chevaux* eignet sich nach Tuaillet besonders für eine umfassende Interpretation, weil sie sehr verschiedengestaltige Probleme berührt: lautliche, morphologische und lexikalische. Am wenigsten komplex sind die lexikalischen Fragen. Obwohl die Fortsetzer von CABALLUS fast den ganzen galloromanischen Raum bedecken, finden sich in der Normandie und der Pikardie einige zusammenhängende Gebiete mit den Formen *caillon*, *carcan* und *bidet*. Nach Tuaillet handelt es sich um Ausweichformen, die sich deshalb durchsetzen konnten, weil durch die betreffenden Gebiete besonders wichtige phonetische und morphologische Isoglossen für die Entwicklung von CABALLUS verlaufen: man hätte zu einer Ersatzform gegriffen, um die Interkomprehension und die regionalsprachliche Homogenität zu gewährleisten. Eine solche Erklärung kann wohl als mögliche Komponente in einem ganzen, die historische Entwicklung bedingenden Faktorenbüschel anerkannt werden, als allein in Betracht zu ziehender Aspekt ist sie jedoch abzulehnen: es ließe sich auf diese Weise nicht erklären, warum nicht immer und überall entlang von Isoglossen zu «neutralen» Ausweichformen gegriffen wird bzw. wieso diese gerade nur in sehr begrenzten Gebieten auftreten! – Im phonetischen Bereich fällt zunächst einmal auf, daß im okzitanischen Raum (bis auf zwei kleine Randgebiete) und in der Normandie die erwartete Nicht-palatalisierung fehlt. Tuaillet erklärt diese (moderne) Erscheinung im okzitanischen Raum aufgrund des Bilinguismus: innerhalb des Diasystems wäre eine die beiden Realisierungen k^a und š^a zulassende permissive Einheit anzusetzen; aufgrund von Ausgleichstendenzen würde dann – von Lexie zu Lexie und von Gebiet zu Gebiet verschieden – die eine oder die

andere Realisierung verallgemeinert. Auch die Erklärung für die Nichtpalatalisierung im normandischen Raum geht auf eine durch den Bilinguismus bedingte Einheit *k/š* (inkl. beliebiger Zwischenrealisationen) des Diasystems zurück, doch erweisen sich hier die Dinge als viel komplexer, da die Palatalisierung (bzw. Nicht-/Entpalatalisierung) offenbar vom phonologischen Kontext abhängig ist; der geographische Bereich von /k/ (< K^A) nimmt entsprechend den folgenden historischen Gegebenheiten ab: K + gedecktes A in Anlautsilbe (*chardon*) > K + gedecktes A in Tonsilbe (*champ*) > K + freies A in Anlautsilbe (*cheval*) > K + freies A in Tonsilbe (*chien*). Je stärker palatalen Charakter der folgende Vokal hat, desto leichter setzt sich also die schriftsprachliche Lautung durch. Wenig Probleme geben die Bewahrung der Affrikate *tʃ* im Nordosten und Osten und die aspirierten Resultate im Südwesten auf, während die okz.-frkoprov. *ts*-Zone (+ aus *ts* hervorgegangene Resultate) eine etwas ausführlichere Diskussion erheischt. Auffällig ist vor allem, daß sich *ts* und paroxytone Betonung weitgehend decken (frz.: *ſ* und Oxytonie) und somit als Charakteristika der Grenze zur *langue d'oui* dienen können. Da *ts* eine stärkere Palatalisierung von *t* voraussetzt als *tʃ/ſ*, sieht Tuaillon im okz./frkoprov. *ts*-Gebiet das Zentrum der ganzen galloromanischen Palatalisierungsbewegung für K^A. Die Zonen mit den Resultaten *tʃ/ſ* wären dann als (abgeschwächte) Übergänge zu den marginalen Relikt- und Regressionsgebieten mit *k* zu interpretieren (cf. v.a. p. 117/118). – Intervok. -B- ist im ganzen westokzitanischen Bereich als Bilabial erhalten, wobei die Resultate allerdings zwischen [w] und [b] schwanken. Da der Anlautkons. im Süden des okz. Raums meist nicht in der typischen Form ([k]) erscheint, ergeben sich hier fast überall in lautlicher Hinsicht eigenartige Mischformen; es ist gerade der Mischformcharakter, der eine «Entlehnungserklärung» für diese Fälle ausschließt und für Tuaillons Zweisprachigkeitstheorie spricht. Was den Vokal der Anlautsilbe angeht, so fällt er praktisch im ganzen frz. Raum, während er im okz.-frkoprov. Bereich in der einen oder anderen Form erhalten bleibt; wir finden somit hier ein weiteres Kriterium für die Abgrenzung der *langue d'oui* vom Rest des Galloromanischen. Im Süden läßt sich keine direkte Beziehung zwischen Art des Anlautkons. und nachfolgendem Vok. feststellen: es finden sich praktisch alle für die Nachfolger von CABALLUM möglichen Kombinationen. Immerhin zieht im Westen und im Osten ein palatalisierter Anlautkons. meist eine Palatalisierung des nachfolgenden Vok. nach sich. Im frz. Gebiet bewirkt der Ausfall des Vokals der Anlautsilbe meist eine Assimilation zwischen dem stimmlosen und dem stimmhaften, in direkten Kontakt geratenen Kons.: der Kanalküste entlang hat die Assimilation meist regressiven (stimmh.), im übrigen Gebiet vorwiegend progressiven Charakter (stimm.). – Was das morphologische Problem, die Pluralmarkierung innerhalb des Substantivs, angeht, so wird im okzitanischen Raum der Plural je nachdem markiert, ob das auslautende -s erhalten bleibt oder nicht; eine weitere Differenzierungsmöglichkeit gibt es nicht, da die Resultate von auslautendem und vorkons. / immer identisch sind. Auch im nördlichen Teil der Galloromania finden sich oft die unmodifizierten Resultate der phonetischen Entwicklung – entweder mit oder ohne Charakterisierung des Plurals. In einer sorgfältigen und umsichtigen Untersuchung versucht Tuaillon die letzte Gruppe von Fällen von denjenigen zu scheiden, wo durch Verallgemeinerung der Singular- oder Pluralform eine rein morphologische Anpassung an das frz. Normalschema der im Nomen selbst nicht markierten Nummernopposition vollzogen wurde. – In einem Schlußabschnitt seiner überzeugenden Studie projiziert Tuaillon die verschiedenen untersuchten Isoglossen auf eine Karte. Es ergeben sich dabei zahlreiche größere Räume; die französisch-okzitanisch/frkoprov. Sprachgrenze dagegen ist durch zahlreiche kleine Sprengel gekennzeichnet. Aufgrund der Ergebnisse seiner Untersuchung kommt der Verf. dazu, sich wohl zu Gilliérons geolinguistischer Methode zu bekennen, gleichzeitig aber auch gegen die Ableh-

nung von Entitäten wie Sprache, Dialekt usw. durch J. Gilliéron, P. Meyer, G. Paris u.a.m. Stellung zu nehmen. Seine Haltung deckt sich weitgehend mit derjenigen von A. Horning¹. Tuaillon fordert weniger eine Untersuchung der Dialektgrenzen, als vielmehr der Phänomene, die die Einheit der einzelnen Dialekte ausmachen. Ich würde dem beifügen: Es sind nicht die Grenzen, sondern die Zentren, für die gewisse Merkmalbündel relevant sind, die herausgestellt werden müssen; die Übergänge vom Einflußbereich des einen Zentrums zu demjenigen des anderen werden immer graduell und fließend sein; je bedeutender und großräumiger ein Einflußbereich ist, je höher das betreffende Zentrum in der Hierarchie der Zentren steht, desto ausgeprägter wird der Grenzcharakter der seinen Einflußbereich charakterisierenden Phänomenbüschel werden.

6. Charles Camproux, *Les noms de la «voie de communication» en Gevaudan* (p. 177–195). – Camproux stellt aufgrund eines zu Beginn des 19. Jhs angefertigten Katasters die Bezeichnungen für die Verkehrswege im Gevaudan zusammen. Für die Wege finden sich folgende Typen: CALCI- (+ verschiedene Suffixe), CAMMINUS (u. Komposita), Ableitungen von CARRUS, „draya“ (nach dem FEW deverbale Bildung von *tragulare), PETRATA, STRATA, „treu“ (Ableitung von trevar?), VIA und VIOLUS. Die Kreuzung wird mit Fortsetzern und Ableitungen von TRIVIUM, FURCA, CONFURCUM und CRUCEM bezeichnet, die Furt mit an VADUM anknüpfenden Bildungen.

7. Charles-Théodore Gossen, *Remarques sur la déclinaison en ancien picard* (p. 197–207). – In einer exakten Studie untersucht Gossen die Zweikasusflexion im frz. Nordosten; es werden Urkunden aus der Pikardie (Douai) und der nördlichen Champagne (Comté de Porcien) miteinander verglichen. Es zeigt sich dabei, daß in beiden Gebieten die Zweikasusflexion in den urkundlichen Zeugnissen bis gegen 1380 sehr solid verankert ist und dann rasch in Verfall gerät (alle Flexionstypen). Nach Gossen ist eine außersprachliche Ursache für dieses Phänomen wenig wahrscheinlich.

8. Duncan McMillan, *Remarque sur «esmer»-«aimer»* (p. 209–228). – An die Studien von Gilliéron und Orr zum Thema anknüpfend, versucht McMillan die Erklärung des Untergangs von *esmer* (< AESTIMARE) und der Übernahme seiner Funktionen durch *aimer* (< AMARE) aufgrund moderner Forschungsrichtungen (Phonologie, strukt. Semantik) zu stützen; darüber hinaus werden Parallelen zur Entwicklung von *fermer* (< FIRMAR/FERRUM, à) même (< m'esme < *MEA AESTIMA) usw. aufgezeigt. Der methodisch-semantische Ansatz ist v.a. der Wortfeldtheorie Guirauds (*champs morpho-sémantiques*) verpflichtet; obwohl oft von *contenu sémiique, macro-sèmes* usw. die Rede ist, fehlt jedoch eine Analyse des semantischen Aufbaus der einzelnen Lexien (cf. Pottier, Hilty etc.); es werden nur Nutzwerte paraphrasiert. Auch eine Darstellung der Strukturierung der semantischen Felder wird nicht gegeben; der Verfasser beschränkt sich auf das Herausgreifen semantisch besonders ähnlicher Einheiten.

9. Germán Colón, *Un cambio de perspectiva etimológica: «Rosicler» y su mediato origen francés* (p. 229–251). – Aufgrund einer reichen Dokumentation und sorgfältigen Interpretation der Fakten weist Colón nach, daß das (heute kaum mehr gebrauchte) sp. *rosicler* (‘color rosado’; ‘plata roja’) nicht auf ein mysteriöses und unbelegtes fr. *rosé clair* zurückgeht, sondern auf fr. *rouge clair* (Goldschmiedterminus [Emailtechnik]). Im Fr. erstmals 1351 belegt, ist es ab 1380 im Katalanischen (*rejocler, rogecler, rogicler, rochicler*) und ab 1484 im Kastilischen bezeugt (*rusicler, rosicler* etc.) und gelangt von hier aus ins Portugiesische. Als Bergwerksterminus wird es im 18. Jh. aus dem Sp. ins Fr. zurückentlehnt.

¹ Cf. A. HORNING, *Über Dialektgrenzen im Romanischen*, ZRPh. 17 (1893), 160–187 (abgedruckt bei L. SPITZER, *Meisterwerke der romanischen Sprachwissenschaft* II, München 1930, p. 264–298).

10. Robert Martin, *La catégorie de l'animé et de l'inanimé en grammaire française* (p. 253–265). – In einer soliden – erstaunlicherweise von guillaumistischen Reminiszenzen freien – Studie untersucht Martin, inwieweit die Opposition *animé* /v/ *inanimé* im System der fr. Sprache realisiert wird. Er geht davon von zwei verschiedenen Definitionen der Opposition aus: 1. der Bereich des *animé* umfaßt sowohl Menschen wie Tiere (m./f.); 2. das *animé* umfaßt nur den menschlichen Sektor². Der erste Typus würde (allerdings nur tendenziell) im Bereich des Substantivs realisiert, der zweite dagegen in demjenigen des Pronomens (sporadisch bei den *représentants* [Pers. pron., Dem. pron., Poss. pron., usw.], konsequenter bei den *nominaux* [bezugsloses Rel. pron., Interrogativa, Indefinita usw.]).¹³ Martin hat verschiedentlich Mühe, seinen onomasiologischen Ansatz durchzuziehen und die Versprachlichung der von ihm angesetzten Opposition(en) glaubhaft zu machen. Diese dürfte v.a. daher röhren, daß er, sowohl die Opposition *animé* /v/ *inanimé* wie die Opposition m./v/f. als äquipollente Oppositionen auffaßt. Es besteht aber auch die Möglichkeit, ihnen privativen Charakter zuzuweisen (f. und *animé* jeweils als *terme marqué*); ein solcher Ansatz erweist sich als der Struktur der frz. Sprache viel angemessener (cf. v.a. die Fälle, wo Martin mit einer äquipollenten Opposition in Schwierigkeiten gerät, die sich aber fast ausnahmslos im Rahmen einer privativen Opposition befriedigend erklären lassen).

11. Gérard Moignet, *Verbe unipersonnel et voix verbale* (p. 267–282). – Zu Beginn seines neuesten Beitrags resümiert Moignet kurz seine Arbeit aus dem vorhergehenden Band der *TLL*⁴, in der er im Anschluß an Guillaume seine Theorie der *personne d'univers* und der *personne humaine* entwickelt hat: die *personne d'univers* würde der Inhaltsgenese (*sémantthèse*) aller Lexien zugrunde liegen (Verb, Nomen) und beim Verb normalerweise mit der *personne humaine* verschmelzen; nur bei den unpersönlichen Verben (*verbes unipersonnels*) findet eine solche Verschmelzung aus semantischen Gründen nicht statt: die *personne d'univers* tritt als Handlungsträger in Erscheinung. Im neuesten Beitrag Moignets geht es nun darum, zu erklären, warum die *verbes unipersonnels* im Lat. und Fr. (teils in den anderen rom. Sprachen) in aktiver, medialer oder passiver Form auftreten, ein Diathesenwechsel in der Regel aber nicht möglich ist. Nach seiner Darstellung spielt hierbei die fehlende «formale» Charakterisierung (eigener Signifikant) der Universalperson im Fr. und Lat. eine entscheidende Rolle. Das unpers. Verb steht jeweils im Aktiv, wenn der Semantismus die *personne d'univers* als Agens bevorzugt, und Entsprechendes gilt, wenn *personne d'univers* und *personne humaine* gleichermaßen für diese Rolle in Frage kommen. Sobald der Semantismus dagegen eine spezifische Affinität zur *personne humaine* zeigt, muß diese als mögliches Agens neutralisiert werden: dies geschieht durch die Verwendung des Mediums (im Fr.: *forme pronomiale*) oder eines eigentlichen Passivs, wobei im zweiten Fall v.a. der resultative Charakter dieser Form eine wesentliche Rolle spielen soll. Moignets Theorie scheint bestechend zu sein, doch lassen sich gewisse Mängel bei näherem Zusehen nicht leugnen. Einmal dürfte der angeblich resultative Charakter des fr. Passivs eine unzulässige Extrapolation aufgrund der Etymologie dieser Form darstellen (Bildung mit *être*), die den synchronischen Gegebenheiten nicht gerecht wird: *être* ist im Passiv nicht ‘sein’, sondern nichts anderes als ein Morphem; das fr. Passiv ist als solches gegenüber der Scheidung

² Das *inanimé* ist in beiden Fällen als Restbereich aufzufassen.

³ Der Unterschied zwischen *représentant* und *nominal* könnte textlinguistisch auf denjenigen zwischen anaphorischen und kataphorischen Pronomina zurückgeführt werden; es wäre aber noch zu überprüfen, ob nicht eine Definition aufgrund des Kriteriums +/— Kontextbezug adäquater ist.

⁴ Cf. G. MOIGNET, *Personne humaine et personne d'univers. Contribution à l'étude du verbe unipersonnel*, *TLL* 8/1 (1970), p. 191–202. – Vgl. unsere Besprechung, *VRom.* 32 (1973), 121/22.

‘Handlung’ /v/ ‘Zustand’ neutral⁵. Dann wäre darauf hinzuweisen, daß Moignet zwischen Semantismus und Form (Aktiv, Medium, Passiv) nie exakte Entsprechungen, sondern immer nur Affinitäten nachweisen kann; dies läßt den Schluß zu, daß die von ihm dargestellten Zuordnungen nicht in der *langue* gegeben sind, sondern in der Norm angesiedelt werden müssen. Und schließlich kann ich mich auch mit der Annahme einer *personne d'univers* nicht befrieden, die der Inhaltsgenese jeweils zugrunde liegen soll. Wenn es so etwas wie eine guillaumistische *semanthèse* überhaupt gibt, dann ist sicher das sprechende Subjekt als ihr Träger anzusetzen. Der Unterschied zwischen «unpersönlichem» und «persönlichem» *il* im Fr. (bzw. 3. Pers.sg. des lat. Verbs) läßt sich auch anders erklären: nämlich aufgrund der vorhandenen (pers.) bzw. nicht vorhandenen (unpers.) Identifikation der gram. Person mit einer situationell oder kontextuell gegebenen Referenzperson.

12. Marc Wilmet, *Note sur l'évolution sémantique et syntaxique de «il y a»* (p.283–307). – Im Anschluß an Albert Henry und teilweise auf seine eigene große *thèse* zurückgreifend⁶, untersucht Wilmet die Realisierungsbedingungen der beiden normierten Nutzwerte der Formel *il y a* (... *que*) (‘vor’; ‘seit’). Obwohl auf den ersten Blick wenig wahrscheinlich, gelingt es ihm, zu zeigen, daß für diese Nutzwerte das Tempus des korrelierten Vollverbs bzw. die Beziehung zwischen *il y a* und diesem von entscheidender Bedeutung ist. Wenn man mit A das *hic et nunc* des Sprechers, mit R den durch *il y a* markierten Referenzpunkt und mit E den Zeitpunkt des «Ereignisses» bezeichnet, so entstehen die Nutzwerte ‘seit’ und ‘vor’ je nachdem, ob ER von E oder von R aus zu A in Beziehung gesetzt wird. Bei gewissen Tempora erfolgt die Inbezugsetzung regelmäßig über R (z.B. Präs. > ‘seit’), bei anderen regelmäßig über E (z.B. P.s. > ‘vor’), und in einer dritten Gruppe (z.B. P.c. [und die übrigen zusammengesetzten Tempora]) existieren beide Möglichkeiten. In diesem letzten Fall scheint der Semantismus des Verbs (Aktionsart) für die Realisierung des einen oder anderen Nutzwerts verantwortlich zu sein. Dies gilt heute jedoch volumnäßig nur für *il y a ... que*. Was *il y a* (ohne *que*) angeht, so findet sich im gegenwärtigen Frz. nur noch der Nutzwert ‘vor’, während ‘seit’ zwischen dem 17. und dem 19. Jh. außer Gebrauch gekommen ist. Was man an der ausgezeichneten Studie aussetzen könnte, ist die Tatsache, daß für das 15./16. Jh. auch lexikaliertes *pieça* und *naguères* mit berücksichtigt werden.

13. Jean Rychner, *Renart et ses conteurs ou le «style de la sympathie»* (p. 309–322). – Aufgrund der Verse 1–183 der Branche IV untersucht Rychner – in überlegener und feinfühliger Weise – die Beziehungen zwischen Autor, Publikum und Protagonist in den «oralen» Teilen des *Roman de Renart*. Der Autor stellt eine Beziehung zu seinem Publikum her, indem er diesem ein Erlebnis verspricht, seinen Helden anpreist und an zentralen Stellen der Handlung den Hörer/Leser direkt anspricht. Andererseits findet in diesem Fall aber auch immer wieder eine Identifikation Autor-Protagonist statt. Auf die Arbeiten von A. Klum und H. Weinrich zurückgreifend⁷, zeigt Rychner anhand der Verwendung von Adverbien (v.a. *or*) und Tempora (v.a. Präs., P.c.), daß der Autor immer dann von der «erzählten» zur «besprochenen Welt» überspringt, wenn es gilt, seine Sympathie für seinen Helden zu manifestieren, das Publikum für diesen einzunehmen.

⁵ Cf. dagegen Reste einer Opposition ‘Handlung’ /v/ ‘Zustand’ im It. (*venire* + P.p.; *essere* + P.p.).

⁶ Cf. A. HENRY, *C'était il y a des lunes. Etude de syntaxe française*, Paris 1968; M. WILMET, *Le système de l'indicatif en moyen français. Etude des «tiroirs» dans les farces, sotties et moralités des XV^e et XVI^e siècles*, Genève 1970.

⁷ A. KLUM, *Verbe et adverbe*, Göteborg-Uppsala 1961; H. WEINRICH, *Tempus. Besprochene und erzählte Welt*, Stuttgart 1964 (cf. jetzt die 2., stark umgearbeitete Auflage, Stuttgart 1971).

14. Charles Rostaing, *Utilisation des variantes dialectales dans l'œuvre de Fr. Mistral* (p. 323–328). – Aufgrund von drei Stellen aus Mistrals Memoiren (1906) zeigt Rostaing, daß der Verfasser der *Mirèio* bei Bedarf auch andere okzitanische Dialekte verwendet als seinen eigenen, aber immer darauf bedacht ist, sich nicht zu weit von diesem zu entfernen.

15. Albert Henry, *Les «Images à Crusoe» et la méthode philologique* (p. 329–346). – Albert Henry untersucht die neun Stücke von Saint-John Perse, die die Sammlung *Images à Crusoe* ausmachen und in denen – unter starker Anlehnung an Rimbaud – der Dichter seine verlorene Inselwelt dem trüben europäischen Alltag gegenüberstellt. Ein Vergleich der Fassungen von 1904 und 1925 zeigt, wie die Hand des Dichters immer sicherer wird und in welcher Richtung sich seine Stilkonzeption entwickelt.

16. Monique Parent, *La fonction poétique dans deux textes de Saint-John Perse* (p. 347–357). – Die Verfasserin untersucht die beiden Texte aus dem Jahre 1922, die den Rahmen zu *Anabase* bilden, nach den Prinzipien von Roman Jakobson. Sie zeigt, daß die Rahmen-texte *in nuce* bereits die gleichen Themen behandeln wie die später entstandene große «épopée de la création poétique».

Von den im zweiten Halbband enthaltenen Beiträgen fallen deren drei unter den von der *Vox Romanica* normalerweise berücksichtigten Themenbereich. In *Le «souhait» et le «plazer» chez les poètes toscans de la fin du XIII^e siècle* (p. 7–35) untersucht Giovanni Caravaggi das Weiterleben und die Modifikation der aus der provenzalischen Literatur übernommenen Stileme des *plazer* (und seines Gegenstückes, des *enueg*) und des *souhait* in der Toskana im ausgehenden 13. Jh.; es gelingt ihm zu zeigen, daß diese stilistischen Grundtypen derart solid in dichterischem Bewußtsein verankert waren, daß sie trotz aller Emanzipationsbestrebungen der toskanischen Dichter von ihren Vorbildern und Vorläufern auf allen Stilebenen immer wieder angewendet und variiert werden: im «hohen Stil» (*Dolce stil nuovo*) bei Dante, Guido Guinizelli, Guido Cavalcanti, Guido Orlandi, im «mittleren Stil» bei Autoren wie Folgore da San Gimignano, Lapo Gianni, Cino da Pistoia usw., aber auch bei den realistischen und burlesken Autoren wie Cecco Angolieri (ev. Niccola Musica), Rustico di Filippo, Cenne de la Chitarra etc. D'Arco Silvio Avalle stellt in seinem strukturalistisch orientierten Beitrag *L'âge d'or dans la «Divine Comédie»* (p. 37–50) die Behandlung des Themas der vier Zeitalter in der lat. Literatur und bei Dante einander gegenüber. Er zeigt – unter Ausklammerung des silbernen und bronzenen Zeitalters – daß goldenes und eiserne Zeitalter in direkter Opposition zueinander stehen; sie sind denn auch durch konträre distinktive Züge charakterisiert: das goldene Zeitalter durch *temperantia, pudor, iustitia* und *securitas*, das eiserne Zeitalter durch die Negation dieser Züge⁸. Diese nach Avalle archetypische Opposition findet sich auch bei Dante wieder – allerdings mit zwei wesentlichen Modifikationen. Einmal geht er vom eisernen Zeitalter und damit von den Negationen der erwähnten distinktiven Züge aus; die Charakteristika des goldenen Zeitalters werden dann über eine nochmalige Negation gewonnen. Dann handelt es sich für ihn bei der Opposition goldenes /v/ eiserne Zeitalter auch nicht mehr um eine Gegenüberstellung von zwei paradigmatischen Klassen; es liegt vielmehr eine historische Abfolge oder – wie Avalle in recht anfechtbarer Weise formuliert – ein «système ... syntagmatique et linéaire» vor. P. 51–64 schließlich folgt noch der Beitrag *L'allégorie dans le «Livre du Cuer d'Amours espris», de René d'Anjou* von Daniel Poirion. In dieser brillanten Studie geht der Verfasser von der Feststellung aus, daß die Allegorie eine Art Übergang zwischen Zeichenebene und Symbol-ebene schaffe und deshalb den Schlüssel zum Verständnis des Kunstwerkes liefere. Er unter-

⁸ Das angebliche Schema p. 44 bleibt für mich allerdings unverständlich.

sucht deshalb die Verflechtung von Personifikationen (Synekdochen mit Metaphern verbrämt), Allegorien (die hinsichtlich des Materials auf die Artusromane zurückgreifen)⁹, Bildern ('peintures'), Handlung und persönlichen Reminiszenzen im *Livre du Cuer d'Amours espris* und kommt zum Schluß, daß das Werk das Leben als «quête de l'impossible» darstelle.

Peter Wunderli

*

JOHANNES HUBSCHMID, *Die asko-/usko-Suffixe und das Problem des Ligurischen*, Paris (D'Artrey) 1969, 235 p.

Es ist dies die bisher wohl umfassendste Untersuchung zur Frage des ligurischen Substrats, die alle vorangehenden Theorien und Deutungsvorschläge berücksichtigt. Eine wichtige Neuigkeit gegenüber früheren Arbeiten ist die Einbeziehung der Appellative, die in einer eher ortsnamenkundlich orientierten Forschung oft unberücksichtigt geblieben waren. Dies ermöglicht in manchen Fällen neue Einblicke und neue Rückschlüsse.

Ortsnamen und Personennamen (1. Teil, p. 9–82) auf -asko/-usko sind nicht nur im westlichen Teil Oberitaliens, sondern auch im iberischen, sardischen, süditalienischen, gallo-romanischen und rätoromanischen Raum zu belegen. Siedlungen mit asko/usko-Suffix sind selbstverständlich nicht in jedem Fall als ligurische Gründungen zu betrachten. Besonders in Oberitalien – wo gegen 1000 Namen dieser Art nachzuweisen sind – bleibt das Suffix lange über die römische Zeit hinaus produktiv (p. 21, 53). Im Südosten Galliens ist es dagegen früh unproduktiv geworden: jüngere Bildungen waren so nur in beschränktem Maße möglich (p. 60). Funktion des Suffixes ist, mindestens im Kerngebiet, die Zugehörigkeit auszudrücken (p. 46). Für Oberitalien kommt die Bezeichnung von Bewohnernamen hinzu. Fragwürdig scheint nur manchmal in diesem Teil die Tendenz, die jedoch auch bei anderen Forschern hervortritt, beim Auftauchen der ersten etymologischen Schwierigkeiten Ortsnamen zu schnell auf Personennamen zurückzuführen.

Dank höchst umfangreichen Materialien kann die Diskussion über die Appellative (2. Teil, p. 82–147) in verschiedenen Fällen neue Wortgleichungen und Verknüpfungen zwischen Wortfamilien aufzeigen. Die Auffassung mancher Forscher, die meisten mit -asko gebildeten Wörter müßten vorindogermanischen Ursprungs sein, weil das Suffix aus einer vorindogermanischen Sprache stamme, wird durch Anführung einer Anzahl Appellative auf -asko mit romanischem Stamm widerlegt. Die Verbindung von Erforschung von Appellativen und Ortsnamen (diese auf Grund urkundlicher Belege: etwa 2000 ausgezogene Urkundenbände) erweist sich in mancher Hinsicht, insbesondere bei der Etymologisierung, als fruchtbar.

In der Frage nach dem Ursprung der asko/usko-Suffixe und dem Problem des Ligurischen (3. Teil, p. 147–225) wird der Versuch, diese Suffixe aus dem Indogermanischen zu erklären, abgelehnt. Hubschmid vertritt mit Nachdruck die These der vorindogermanischen Herkunft von -asko/usko (p. 175). Eine kritische Bibliographie (p. 147–155) verzeichnet alle bisherigen Deutungsversuche. Besonders nützlich ist auch die systematische Darstellung der historischen

⁹ Man kann allerdings nicht sagen, daß die Allegorie «transforme les signifiés, reçus du langage littéraire, en signifiants pour un autre sens à découvrir»; wie bei jeder konnotativen Hierarchie sind es nicht die Signifikate, die zu Signifikanten der übergeordneten Ebene werden, sondern die Zeichen (*signes*) als Ganzes; cf. auch P. WUNDERLI, *Ferdinand de Saussure und die Anagramme*, Tübingen 1972, p. 115/116 (durch eine Panne sind p. 116, Z. 1/2 *Signifiant* und *Signifikat* leider vertauscht worden).

Zeugnisse über die Ligurer (p. 155–168): ein vermutlich vorindogermanisches, aber von den Kelten früh indogermanisiertes Volk.

Wegen des Fehlens jeglicher schriftlicher Zeugnisse über ihre Sprache (es ist auch nicht angängig, die lepontischen Inschriften als «ligurisch» zu bezeichnen und daraus zu schließen, das Ligurische sei eine indogermanische Sprache gewesen [p. 171, 181]), müssen Wörter vermutlich ligurischen Ursprungs aus dem Romanischen erschlossen werden: p. 181–212 wird eine systematische Aufstellung versucht. Als vermutlich ligurischen Ursprungs werden auch sonst als keltisch angegebene Bezeichnungen gedeutet: *BACASSA (apikard. *baiasse*, nprov. *bagasso*, it. *bagascia*, kat. *bagassa*), BACCA (fr. *baquet*, it. *bacino*), *CASSANUS (fr. *chêne*), *KROSO (fr. *creux*, piem. *crōs*) usw. Die Zuschreibung wird durch die Übereinstimmung ihrer Verbreitung mit der Verbreitung des *asko/usko*-Suffixes in Oberitalien und Frankreich gerechtfertigt. Als ligurische Wörter in Sizilien werden ferner *gaspa* ‘fiochine’, *palasso* ‘Grenzstein’, *crōpanu* ‘*Abies alba*’ erwähnt.

Abschließend wirft der Verfasser die Frage nach dem Verhältnis zwischen dem Ligurischen und dem Baskischen auf und beantwortet sie in dem Sinne, daß «eine Beziehung des ligurischen Substrats zum Baskischen sehr wahrscheinlich ist» p. 220). Es scheint aber gewagt, eine Sprache, von der man fast nichts weiß, auf Grund der Rekonstruktion eines Suffixes und einiger Wörter auf ihre Verwandtschaft zu anderen Sprachen hin beurteilen zu wollen.

Aber das mindert die Nützlichkeit der Arbeit keineswegs, deren Verdienste unter anderem auch in der weiten Information, in der Ausführlichkeit und Aufmerksamkeit bestehen, die der Dokumentation und der Klärung einzelner Wortprobleme gewidmet sind.

Es seien mir einige Einzelbemerkungen erlaubt. P. 127 wird die Frage des erbwörtlichen Weiterbestehens von MAGNUS in Italien aufgeworfen. Es werden z.B. monferr. *magnán* ‘Kinderschreck’, luckan. *mañone* ‘Vogelscheuche’, salent. *magnone* zu MAGNUS gestellt.

Die unterit. Formen sind aber anders zu deuten, und zwar als Vertreter von it. *maimone*/ *mammone* ‘gatto mammone, specie di scimmia, essere demoniaco che si aggirerebbe di notte per spaventare i bambini’ (< ar. *maimūn* ‘Affe’). Neben Formen wie *mañone*¹ ‘Vogelscheuche’ P. 724, 732, 733, 735–737 (*AIS* 7, 1424) treten in der Tat auch Formen wie *lu mammōne* ‘Vogelscheuche’ P. 738, *su maymōne* P. 949 auf (*AIS* 7, 1424)². In Sardinien ist *maimone* der Name des Teufels und die *maimones* sind Teufelmasken, die in der Fastnacht umhergehen. *Mammone/maimone* ist des weiteren in Unteritalien (so etwa verschiedentlich in Apulien) in der Bedeutung ‘Ungeziefer’ zu belegen, die auch für andere Bezeichnungen für ‘teuflisches Wesen’ bezeugt ist (cf. u.a. *VDSI* 2, 535).

Auch dem nicht nur für Monferrat, sondern für die ganze Lombardei belegbaren *magnán* ‘Kinderschreck’ scheint die gleiche Basis zugrunde zu liegen. Die lautliche Entwicklung muß eine Anlehnung des nach ausdrücklichen Angaben verschiedener Gewährsleute nicht mehr verstandenen lomb. *mainón* an *mañán* ‘Kesselflicker’ begünstigt haben. Zum Suffixwechsel³ cf. nebst der Schwankung zwischen *sornián/sornión* ‘sornione’, auch den pejorativen Wert von -án bei lomb. *bagián*, *rüfián*, *giaván*, *balandrán*, *tambarlán*, *lanzimán*, piem. *paián*, *ciulán*, *fulandrán*, und auch bei verz. *Vermasgiana* ‘Kinderschreck’.

Die Anknüpfung an ‘Kesselflicker’ war auf der Ebene des Expressiven willkommen. Der Kinderschreck ist nicht mehr ein reiner Laut, wie bei *mainón*, sondern hat die faßbare, realistische Konsistenz der Gestalt des *magnán*, der schwarz und schmutzig mit großen Ledersäcken [um die bösen Kinder mitzunehmen] von Dorf zu Dorf zieht. In *magnán* ist dazu

¹ Für *jm* > *mj* > *ñ* cf. *besteña* ‘bestemmia’, *vendeña* ‘vendemmia’ und ROHLFS, *GrIt.*, § 281.

² In *mammoccio*⁷ (p. 624, 625, 639, 646, 658, 662, 664, 682, 714, 725, 731, 740 *AIS* 7, 1474, sind allem Anschein nach *mammone*⁷ und *bamboccio*⁷ zusammengeflossen.

³ Auch *FEW* 19, 117 weist ausdrücklich auf mehrfache suffixale Umgestaltung von *maimún* hin.

eine Anspielung an *magná* ‘fressen, essen’ zu spüren: cf. venez. *magnaputei* ‘Kinderfresser, Kinderschreck’. All das paßt sehr gut zur volksetymologischen Tendenz solcher Ausdrücke.

Diese Deutung hat noch für sich, daß sie auch für Oberitalien für *mainón* Übertragungen (‘teuflisches Wesen’ und ähnliches) andeutet, wie in den übrigen Gebieten (cf. auch lim. *môno* ‘prétendu fantôme; se dit de tout ce dont on se sert pour faire peur aux enfants’, périg. *mounardo* ‘mort’: *FEW* 19, 116). Warum hätte sonst in Oberitalien *mainón* diese volkstümliche semantische Entwicklung nicht mitgemacht? In diesem Zusammenhang klärt sich auch der semantische Wert ‘schlau’ von lomb. *magnán*: es gehört nicht zu *magnán* ‘Kesselflicker’, zu dem es schlecht passen würde, sondern zu *mainón/magnán*: cf. etwa lomb. *mainón* ‘persona astuta, furba, sornione’ und *l'è n magnán furb mè l damòni*.

Wenn man bedenkt, wie oft Schnee, Hagel und Gewitter der volkstümlichen Vorstellung nach bösen Wesen zugeschrieben werden, stellt sich die Frage, ob *frcamt. magnain* ‘brouillard malfaisant’, ‘flocons de neige’ usw. das das *FEW* 6/1, 204 zu **MANIANUS* ‘Handarbeiter, Kesselflicker’ stellt, auch nicht auf einer ähnlichen Umgestaltung von *maimün* basiert. Auch hier scheint der Zusammenhang mit *mañán* erst sekundär zu sein. Der Vorschlag wird gestützt und bekräftigt durch Formen wie *béntu maimullu*, *béntu maimílu*, *béntu mainoni* ‘Wirbelwind’ (< *maimone*), die Wagner, *ARom.* 17 (1933), 359 für Sardinien angibt. Das Wort würde also die gleiche semantische Entfaltung ‘teuflisches Wesen’ – ‘Ungeziefer’ – ‘Unwetter’ aufweisen, wie sie auch bei ähnlichen Benennungen zu belegen ist. Zu *maimone/mammone* ist übrigens, meiner Ansicht nach, auch lomb. *mamó* ‘Kinderschreck’ und, mit Angleichung des Vortonvokals, ferr. *momón*, lomb. *momó*, venez. *momó* ‘Kinderschreck’, *far momó* ‘drohen’ zu stellen⁴, für die weder die Erklärung als Schallwort (Salvioni, *RILomb.* 39, 616) noch diejenige aus lat. *MODO* (cf. *REW* 5630) zu überzeugen vermögen. Auch bei solchen Bezeichnungen ist die Rolle des Onomatopoetischen viel beschränkter als man oft angenommen hat. Die «Lautmalerei» tritt in einer zweiten Phase auf. Das Lautmalerische entwickelt sich über einer ursprünglich «motivierten» Grundlage.

Zurück zu MAGNUS. Die Anführung von torin. *magna*⁵ ‘Tante’ als Bestätigung des erbwörtlichen Weiterlebens von lat. *magnus* (p. 127) ist in mehreren Beziehungen bedenklich. Kann man *magna* von den in Oberitalien dicht belegten, mehrfach expressiven Umgestaltungen ausgesetzten (cf. istr. *gnagna*, puschl. *amgia*, piveron. *wamja* usw.) Vertretern von lat. AMITA trennen? Würde man auf lat. MAGNUS beharren, so würde das Wort isoliert dastehen. Dazu wäre noch die genaue Funktion dieses lat. MAGNA zu erklären. Auch friaul. *magne* ‘serpe’ (p. 127) ist nicht zu MAGNUS zu stellen. Die Verknüpfung bereitet auch semantische Schwierigkeiten. Es gehört vielmehr zu lat. ANIMAL, das verschiedentlich adaptiert (*ammari*, *limari*, *rūmari*, *nimèl*, *lumárigl*, *rumagl*) als verhüllender Ausdruck für ‘Tier, Schwein, Schlange’⁶ usw. in Oberitalien weiterlebt⁷.

⁴ Weitere hierher gehörende Formen – mit Suffix – sind lomb. *mamöla* ‘Kinderschreck’ und, mit gleicher Endung wie *babau*, das in ganz Italien verbreitete *mamau*, ebenfalls in der Bedeutung ‘Kinderschreck’, usw.

⁵ Deutungsvorschläge in: *RDR* 4 (1912), 175 (Salvioni); *AGI* 18 (1914/22), 326 (Flechia); *Dacor.* 5 (1928), 426ss. (Serra); *ID* 4 (1928), 264s. (Battistì); *ARom.* 13 (1929), 558 (Levi); *AGI* 24 (1924), 57 (Prati); *FEW* 6/1, 50.

⁶ Cf. *VDSI* 1, 181, 2, 505 und in der gleichen Funktion it. *biscia* (*bestia*).

⁷ Als Beweis einer früheren weiteren volkstümlichen Verbreitung von *magnus* können ferner nur schwer Ortsnamen angeführt werden wie *Pizzo Magno* (Tessin), der nur eine gelehrt Schreibweise zu sein scheint. Die mundartliche Bezeichnung lautet *mañ*. Mit drei nahen kleineren Spitzen, *ol mañ e i tri māñet*, erinnert der Berg stark an eine Hand. Es fragt sich, ob in diesem ON *mañ* ‘mano’ nicht stecken könnte. Cf. auch mit Formen im Maskulinum *RN* 2, 199.

Die Zurückführung von *Verzasca*⁸ auf einen Personennamen⁹ (p. 54) überzeugt nicht. Die Ableitung aus *viridia* (Gualzata¹⁰) fällt ebenfalls dahin: der Hinweis auf *verza* ist nicht stichhaltig (man sieht den Grund einer Benennung nach dem Grünkohl nicht ein); würde sich dagegen der Name auf das charakteristisch grüne Wasser des Flusses Verzasca beziehen, so hätte sich *verd-* erhalten.

Wichtig scheint mir in dieser Frage der Name des Dorfes *Lavertezzo*, das jahrhundertelang Zentrum des Tales war. Sich wie in manch anderen Fällen auf die offizielle Schreibung stützend, leitete Salvioni, *BSSI* 22 (1900), 93 *Lavertezzo* aus *LUPU *URTICEU* ‘Hopfen’ ab, das mundartlich als *levertísi/luvertísi* weiterlebt¹¹. Die offizielle Bezeichnung *Lavertezzo*, schon seit dem XV. Jahrhundert zu belegen¹², ist aber, was auch für viele andere lombardische ON gilt, eine falsche Schreibweise. Die lokale, mundartliche Benennung lautet: *ar vertézz*, also ‘al Vertezzo’. Die artikulierte Präposition ist zum Namen agglutiniert worden. Cf. auch *I e om Vertézz* ‘er ist ein Einwohner von Lavertezzo’.

Der Name ist vielmehr, wie es mir scheint, als Ableitung von lat. *VERTEX*, -ICE zu deuten, das in Oberitalien in der Bedeutung ‘Scheitel’, speziell ‘Haarscheitel’ weiterbesteht. In Vogorno (Verzasca), im Locarnese, im ganzen Maggiatal, im ossolanischen Gebiet ist *vertéss*, in Brione (Verzasca), Onsernone, Centovalli usw. *vertéssa* zu belegen; cf. weiter, alle ebenfalls in der Bdt. ‘Haarscheitel’, lomb., tess. *vértis(a)*, cremon. *avèrtus*, berg. *èrtes*, mail. *vertizöö* und auch tess. *verza* und *versa*, piac. *verza*. Der ON, wo sich die alte «geographische» Bedeutung erhalten würde (cf. valsoan. *vergia* ‘cima, sommità’), lässt sich etwa als ‘an der Scheidung, am Scheitelpunkt’ deuten (und das in Übereinstimmung mit der geographischen Gegebenheit: *Lavertezzo* liegt genau an der Scheidung zwischen dem Seitental und dem Hauptfluß).

Val Verzasca wäre so ziemlich wahrscheinlich als *Val *Vertezasca*¹³ wörtlich ‘Tal von Vertezz’ zu erklären. Das deckt sich vollständig mit der Tatsache, daß *Vertezz/Lavertezzo* lange Hauptort des Tales war. Das Suffix würde hier also die Zugehörigkeit ausdrücken, genau wie in *Calancasca* ‘Fluß der Val Calanca’, *Campionasca* ‘Gebiet das Campione gehört’, *Anzasca* ‘Tal der Anza’ usw.

⁸ Erster Beleg: 1310 «Johannes qui dicitur mozus de biliono de Verzascha» (Arch. Cant. Bellinzona). Erwähnenswert die Rekonstruktion des Namens im Rahmen der mailändischen Kanzleitradition. Anhand der im Locarnese und Verzascatal heute noch üblichen *Vermagia* ‘Valmaggia’, *Vermagiòi* ‘Einwohner des Maggiatales’ wird in *Verzasca Ver-* als *Val* ‘Tal’ verstanden und restituierter. Belege: Mailand 1468 «jurisdictione de Locharno, Valsascha et Gambarognio», aber im selben Dokument «... Valle Verzascha» (*BSSI* 18 [1896], 61s.); Mailand 1475 «in Varzasca» (*BSSI* 19 [1897], 64); Mailand 1475 «de Valmaza et de Valle Lavizzare et de Valzascha» (*BSSI* 19 [1897], 2s.); Mailand 1591 «passato il Ponte del fiume chiamato di Valsasca, che è tra Tender et Gordula, s'intra nella Valle chiamata Valsasca e dal populo Verzasca longa sedici miglie» (*BSSI* 16 [1894], 156).

⁹ «Verzasca dürfte ursprünglich das Tal bezeichnet haben, wo die Sippe eines *Virdius* wohnte, oder eventuell eines **Virdicetus*» (p. 54).

¹⁰ M. GUALZATA, *Di alcuni nomi locali del Bellinzonese e Locarnese*, Genève 1924 (Bibl. ARom., série 2, 8), p. 32.

¹¹ Ihm pflichtete Gualzata, *op. cit.*, p. 28, bei.

¹² Cf. 1411 «de Levertezzo» (Arch. Stat. Torino); Gordola 1427 «de Levertizio» (Arch. Cant. Bellinzona).

¹³ Cf. mit der gleichen bei Ableitungen hervortretenden Synkope, den ebenfalls in Lavertezzo zu belegenden Flurnamen *Verzöö* (it. *Verzuolo*) als *Vertezzuolo* ‘kleines Lavertezzo’ zu rekonstruieren. Da es sich um einen Flurnamen handelte, war der Name vor jeder offiziellen Umgestaltung geschützt.

Viele Ortsnamen, die als Fortsetzung von Personennamen angegeben werden, sind es in der Tat keineswegs. Die Tendenz, ON auf Personennamen zurückzuführen, scheint oft übertrieben. So z. B. anhand von einigen wenigen Belegen wie *Velate/Velasca* einen Personennamen **Vellus* zu erschließen (p. 32), aus *Bartesate* ein **Bartus* (p. 59) usw. scheint nicht immer sehr sicher zu sein. Ist es in dieser Hinsicht reiner Zufall, daß gerade für das toponomastisch bestuntersuchte Gebiet, Graubünden, die Anzahl der ON, denen PN zugrunde liegen sollten, höchst beschränkt ist? Hängt das nicht mit der Tatsache zusammen, daß diese ON einer genaueren Untersuchung unterzogen worden sind? Zur oben erwähnten lat. Basis (VERTEX, -ICE) gehören übrigens möglicherweise auch jene lombardischen ON *Vertezasca*, *Verzago*, *Verzate*, *Verdezago*, die Flechia, Rohlfs und Olivieri (cf. D. Olivieri, *Dizionario di toponomastica lombarda*, Milano 1961, p. 572) wieder auf Personennamen zurückführen möchten.

Romagn. *barosca* 'cavagno' anhand von verz. *baròza* usw. zu vorrom. *BARR- zu stellen, ist nicht möglich (p. 91). Mag Gröden *baritša* Vertreter eines vorrom. *barr- sein, so ist es nicht der Fall für berg. *barign* 'cassa per il grano' und besonders für verz. *baròza* 'Trog', aus einem Gebiet, wo zwischen -r- (< -R-) und -rr- (< -RR-) unterschieden wird. Sie gehören zu lang. *bara* (cf. VDSI 2, 220). – *Alpe de Pradasca* und *Alpe de Predasca* (p. 58), die getrennt behandelt werden, einmal bei *pratum* und einmal bei *petra*, bezeichnen die selbe Alp. – Für *Balask* (p. 29) wäre eher als auf *balla* 'palla' auf oberit. *balón* 'macigno, roccia' (VDSI 2, 100) hinzuweisen. – *Barnasco*, Siedlung bei Sobrio (p. 51), genauer *Parnášk*, könnte (mit vortonigem *e* > *a*) zum nahen *Per* in Cavagnano gehören. – Castellinaldo *rivalasca* 'pagnotta' ist, vielmehr als eine Ableitung eines ON (p. 82), eine scherhaftige Bezeichnung aus der Form: cf. Castellinaldo *rüvela* 'rotellina', *rüvela d' furmagg* 'forma di cacio' und auch it. *una ruota di pane*.

Ottavio Lurati

*

ILSE SCHÖN, *Neutrum und Kollektivum*. Das Morphem -a im Lateinischen und im Romanischen, Innsbruck (Institut für vergleichende Sprachwissenschaft der Universität) 1971, 140 p., 18 Tabellen, 11 Sprachkarten (*Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft* 6).

Die vorliegende Innsbrucker Dissertation befaßt sich mit einem bekannten Thema der romanischen Philologie: die lateinischen neutralen Plurale auf -a und ihre Umwandlung zu femininen Kollektivbildungen im Romanischen¹. Neu sind die strukturalistische Terminologie und die typologische Gliederung. Die Autorin geht dabei von der Voraussetzung aus, daß beim Morphem -a sowohl die grammatische Kategorie (Genus, Numerus, Kasus) als auch die semantische Grundbedeutung (Kollektivum, dinglich) berücksichtigt werden müssen.

Primär versucht die Verfasserin eine Typisierung und Charakterisierung des vorhandenen Materials vorzunehmen unter Miteinbezug der diachronischen Komponente, wobei nicht nur das Lateinische, sondern auch das Indogermanische berücksichtigt werden. Die Verfasserin reduziert das Material auf einige wenige typische Beispiele und folgert daraus eine Gültigkeit auch für eine beliebige Anzahl von weiteren Beispielen. Der methodologische erste Teil ist überzeugend (p. 4–18)². Fragwürdiger ist der historische Abschnitt (p. 19–121). Die Gefahr

¹ W. MEYER-LÜBKE, *Die Schicksale des lateinischen Neutrums im Romanischen*, Halle 1883.

² Unübersichtlich ist die Darstellung der verschiedenen Typen auf p. 15, da die Beispiele nicht auf der gleichen Höhe wie die Einrahmungen stehen und die 5 Typen graphisch zu wenig deutlich voneinander abgehoben sind.

einer typologisch orientierten Arbeit mit einem so weit gespannten Rahmen hat die Verfasserin selbst erkannt, cf. p. 3: «Allerdings droht bei einem solchen Vorgehen die Gefahr, daß man dem System zuliebe der sprachlichen Wirklichkeit Gewalt antut oder sie ganz aus den Augen verliert. Dieser Gefahr versuchen wir im historischen Abschnitt zu begegnen, indem wir die Beispiele zu den einzelnen Typen innerhalb eines bestimmten Rahmens in möglichster Vollständigkeit untersuchen». Dieser vorgelegte Rahmen scheint mir für die romanischen Sprachen zu eng gesteckt zu sein. Zudem bezweifle ich, ob für die fünf untersuchten Lexeme BRACCHIU-BRACCHIA, DIGITU-DIGITA, FOLIU-FOLIA, FRUCTU-FRUCTA, POMU-POMA tatsächlich nur die «überfülligen Belege» weggelassen wurden (p. 3).

Ausgangspunkt der Arbeit ist das lateinische neutrale Pluralmorphem *-a*, das sowohl eine grammatische Kategorie (Genus) kennzeichnet als auch eine semantische Grundbedeutung aufweist (dinglich-kollektiv). Die kollektive Bedeutung scheint bereits im Indogermanischen vorhanden gewesen zu sein, während die grammatische Funktion des Morphems *-a* in einer ersten indogermanischen Stufe nicht eindeutig bestimmt war. Für das Lateinische wird anhand von Frequenzuntersuchungen der Nachweis erbracht, daß das Morphem *-a* im Pluralsystem nicht wirklich verankert war und verschiedenen Analogiewirkungen ausgesetzt war.

Fragwürdig scheint mir die Reduktion der Materialsammlung auf folgende Wortformen: BRACCHIUM-BRACCHIA, CEREBELLUM-CEREBELLA, FOLIUM-FOLIA, GAUDIUM-GAUDIA, POMUM-POMA, ACINUS-ACINI-ACINA, COLLUS-COLLI-COLLA, DIGITUS-DIGITI-DIGITA, LOCUS-LOCI-LOCA, ARMENTUM-ARMENTA-ARMENTAS, BALINEUM-BALINEA-BALINEAE, CAEMENTUM-CAEMENTA-CAEMENTAE, EPULUM-EPULAE.

Für diese 13 Lexeme untersuchte die Autorin die Belegfrequenz (nach Genus, Kasus und Person getrennt) bei 11 Einzelautoren:

Altlatein: Ennius, Plautus

Klassisches Latein: Vergil, Caesar, Vitruv, Horaz

Nachklassisches Latein: Statius, Tacitus, Petron

Spätlatein, christliches Latein: Prudentius, Peregrinatio

Bei BRACCHIUM (p. 45s.) ergibt sich z.B., daß 80% der bei diesen Autoren belegten Formen nur im Plural vorkommen (BRACCHIA). In den aus den ersten nachchristlichen Jahrhunder-ten stammenden Fluchtafeln findet sich die Form BRACIAS, d.h. das Pluralzeichen *-a* der neutralen Flexionsklasse wird durch das Morphem *-s* verdeutlicht. Nicht berücksichtigt wurde die geographische Lagerung der Formen (z.B. anhand des *CIL*), die gerade im Hinblick auf die romanischen Sprachen von Bedeutung sein dürfte.

Für die Untersuchung im Bereich der romanischen Sprachen erfolgte eine weitere Reduktion der Materialsammlung auf fünf Lexeme: BRACCHIU, DIGITU, FOLIU, FRUCTU, POMU.

Die geographische Lage der romanischen Reliktgebiete, die lateinische Neutra in kollek-tiver Bedeutung bewahren, könnte deutlicher herausgearbeitet werden, wenn die Unter-suchung nicht nur auf fünf Wörter beschränkt bliebe. Besonders interessant ist in dieser Hin-sicht das frpr. Sprachgebiet, cf. Gruy. *lōda* f.sg. ‘toutes sortes de légumes’, eine Form, die auf LEGUMINA zurückweist (*FEW* 5, 246) oder Wallis *armályə* ‘bétail bovin’ (< ANIMALIA, *GPSR* 1, 614). Fraglich ist deshalb die Richtigkeit der Anmerkung p. 166: «Das Frankoprovenza-lische wird hier nicht getrennt behandelt, da im Zusammenhang mit unserem Problem im allgemeinen keine Sondererscheinungen festzustellen sind».

Für die romanischen Sprachen zeigt die Verfasserin die Vielfalt der grammatischen und semantischen Möglichkeiten, die sich aus der zweifachen Funktion des Morphems *-a* ergeben. Die Identität mit der femininen Endung *-a* führt z.B. zu einem analogischen Maskuli-

num (it. *foglia* – *foglio*) oder zu einer semantischen Differenzierung, wobei die feminine Form Kollektivbedeutung aufweisen kann (it. *frutta* gegenüber *frutto*).

Orientierungshilfen für die Verhältnisse in den einzelnen romanischen Sprachen sind die romanische Grammatik von Meyer-Lübke (vgl. II, § 12) und die Formenlehre von Lausberg (§ 602–615). Mit Recht hebt Ilse Schön die rumänischen Verhältnisse besonders hervor, wo das lat. Neutrum bei vorwiegend Sach- und Stoffbezeichnungen noch lebendig und produktiv ist: *teatrul*: *teatrele*. Es sollte erwähnt werden, daß die ursprüngliche Endung *-a* hier nach dem Artikel des Neutrum Plurals ILLAEC zu *-e* analogisch umgestaltet wurde³ und typologisch zu nordit. und südit. *le osse* gestellt werden muß. Zudem sollte Unterschieden werden zwischen den Neutra auf *-e* (*teatrele*) und denjenigen auf *-uri* (*dealurile*). Nach neuesten Angaben erweitert sich die *-e*-Klasse auf Kosten derjenigen auf *-uri* (< -ORA)⁴. Eine Sonderstellung nimmt auch das Bündnerromanische ein, wo die Pluralform des Neutrums in kollektiver Bedeutung erhalten ist und syntaktisch als Singular behandelt wird: obw. *il meil* ‘der Apfel’ gegenüber kollektivem *la meila* ‘Äpfel’ (*la meila ei grossa e biala*).

Im Italienischen sind lexikalisierte Pluralformen auf *-a* mit kollektiver Bedeutung ebenfalls erhalten. Es handelt sich aber um eine geschlossene formale Klasse, die Sachbezeichnungen umfaßt (vorwiegend paarweise auftretende Körperteile). Neben diesem Flexions-typus, der zu einem maskulinen Grundwort eine feminine Pluralform stellt (*il braccio* – *le braccia*) existieren auch die analogen Pluralformen auf *-i*, die zur semantischen Differenzierung (z. B. Übertragungen) zur Verfügung stehen (*i bracci*).

Bei einer Unterteilung in Ostromania und Westromania zeigt sich, daß die Pluralendung *-a* nur in der Ostromania erhalten ist. In der Westromania dient das Morphem *-s* zur eindeutigen Pluralmarkierung, so daß das Morphem *-a* dem Singular und dem femininen Genus zugeordnet wurde und dem Pluralsystem verloren ging. Eine Sonderstellung kommt dabei dem Rätoromanischen zu.

Für den galloromanischen, iberoromanischen und sardischen Sprachbereich standen der Autorin die z. T. hervorragenden Nachschlagewerke von Wartburg, Corominas und M. L. Wagner zur Verfügung. Da für das Italienische eine derartige sprachgeschichtliche Grundlage fehlt, sind verschiedene Interpretationen und Angaben für das italienische und zentral-ladinische Sprachgebiet mangelhaft. Es folgen einige Beispiele:

Italienisch, Zentralladinisch, Sardisch

p. 85 N 10 zu 6.2.2. Italienisch: «Der erneuerte Typus [*i bracci*] reicht in der Emilia, in der östlichen Toskana und im nordöstlichen Umbrien über die Linie [La Spezia–Rimini] hinaus weiter nach Süden». Statt Emilia sollte vermutlich Romagna stehen, cf. z. B. Ancona *i bráci* (AIS 145, P. 539).

Die Karte 1 ist für die italienischen Verhältnisse zu sehr vereinfacht. Beim Typus *i bracci* (rot) fehlen die galloit. Reflexe in Süditalien und Sizilien (z. B. P. 740, 742, 760, 765, 817, 818, 836 etc.). Ebenso sind die korsischen *bracci*-Formen nicht eingetragen, da überhaupt der ALCors. nur sporadisch berücksichtigt wurde, cf. z. B. zu *braccio* ALCors 230, ALEIC 236. Die Vereinheitlichung der mittel- und südit. Verhältnisse auf BRACCHIU: BRACCHIA ist ungenau, da neben dem Typus *le braccia* der an die übrigen Feminina angeglichene

³ H. LAUSBERG, *Romanische Sprachwissenschaft III: Formenlehre*, Berlin 1972, § 605.

⁴ A. GRAUR, *Tendințele actuale ale limbii române*, București 1968; G. Has, *ZRPh.* 88 (1972), 386. – Zwei Jahre nach der Dissertation von Ilse Schön sind die rumänischen Verhältnisse in einer Tübinger Dissertation behandelt worden, cf. R. WINDISCH, *Genusprobleme im Romanischen, Das Neutrum im Rumänischen*, Tübingen 1973.

Typus *le bracce*⁵ auftritt und für Süditalien, Elba und Korsika Modifikationen des Kartenbildes erfordert.

p. 85: «Die Grundform BRACCHIU, die in anderen Sprachen für ‘Elle’ verwendet wird, kann im Italienischen auch für ‘Faden’ eintreten, d.h. für eine weit größere Maßeinheit, die sonst häufig mit ‘Klafter’ zusammenfällt». Diese Interpretation ist hinfällig, da *braccio* hier in einer maritimen Bedeutung verwendet wird ‘cavo fissato all’estremità dei pennoni (e serve per orientarli)’.

p. 85s. zu 6.2.3. sard. *brátsu*: «Es findet sich auf jeden Fall nur der erneuerte Typus mit dem Pluralzeichen -i oder -s.» Formen mit Plural auf -i sind galluresisch und sassaresisch und können nicht eigentlich als sardisch bezeichnet werden⁶.

p. 91s. zu 6.3.2. it. *ditata*: «Die Suffixbildung mit -ATA, die hier wiederum auftritt, fungiert nicht als Kollektivum, sondern nur als Nomen actionis in der Bedeutung ‘Fingerschlag; Fingerabdruck’». Pirandello verwendet aber *ditata* ‘quanto si può prendere col polpastrello di un dito’ (Battaglia), ebenso a. piacent. *zitata* ‘misura di lunghezza’ (1267–14. Jh., Sella, glossario latino emiliano, p. 400).

p. 92: Die Autorin kennt für das Friaulische nur den erneuerten Typus (*digitu*: *digitos*). Majoni belegt aber für Cortina d’Ampezzo *doa dieda* ‘larghezza di 2 dita’. Diese archaische Pluralform scheint früher auch im Veneto bekannt gewesen zu sein, cf. a. vic. *deda* ‘le dita’ (1454–1561, Bortolan).

Die Karte 3 (*foliu* – *folia*) ist für den italienischen Bereich ungenau. Der Typus *folia* (schraffiert) ist für ganz Italien eingezeichnet. Nach Ausweis von AIS 562 ist er in Mittelitalien (ausgenommen die galloit. Punkte) fast unbekannt und durch **fronda* (< FRONDIS, nicht **frondia*) ersetzt.

p. 101 zu 6.5.2. Italienisch: «Hier sind alle drei Typen [*i frutti*, *le frutta*, *la frutta*] vertreten. *Il frutto* bildet im weiteren und übertragenen Sinn den Plural *i frutti*, im engeren Sinn (‘Frucht, Obst’) den kollektiven Plural *le frutta*, in der Bedeutung ‘Obst’ als sekundäre singularische Form auch *la frutta*. Zu diesem singularischen Kollektivum gibt es im Toskanischen einen grammatischen Plural *le frutte*, der in der Bedeutung dem bereits kollektiven Grundwort *la frutta* gegenüber nicht variiert». It. *i frutti* weist nicht nur den «weiteren und übertragenen Sinn» auf, sondern ist in der Bedeutung «Früchte» von Canigiani bis Leonardo und wieder bei Pascoli und Calvino belegt (cf. Battaglia). *Le frutta* scheint eine ursprünglich zentralit. Form zu sein (cf. Belege bei Jacopone da Todi und Ristoro d’Arezzo), die auch heute in der Toskana (incl. Korsika) bekannt ist. Der sog. «grammatische Plural» *le frutte*, der zwar in der Zentraltoskana und östlichen Toskana vorkommt und auch von Manzoni in seiner toskanisierten Fassung der *Promessi Sposi* verwendet wird, ist seiner Herkunft nach nicht toskanisch, sondern aus Norditalien importiert, cf. z.B. alomb. *arbori e fruite* (P. da Bascapè, Monaci 70, 57)⁷. In verschiedenen Dante-Manuskripten findet sich *le frute* (oder *fructe*) nur im Versinnern und kann deshalb für die Sprache Dantes nicht als gesichert gelten (z.B. Inferno 33, 119). In der Schriftsprache ist *le frutte* von Folgore da San Gimignano bis Manzoni belegt (Battaglia).

⁵ G. ROHLFS, *Grammatica storica della lingua italiana e dei suoi dialetti*, II: *Morfologia*, Torino 1968, § 369.

⁶ M. L. WAGNER, *La lingua sarda*, Bern 1951, p. 394: «Il gallurese è un dialetto essenzialmente còrso e si avvicina più particolarmente al dialetto oltremontano parlato nella parte meridionale della Corsica (Sartene)».

⁷ G. ROHLFS, *Dantes Sprache in den Reimen der Divina Commedia*, in DANTE ALIGHIERI, *Persönlichkeit und Werk* II, Würzburg 1966, p. 50.

- p. 105 zu 6.5.10, Anmerkung zu Karte 4 und 8: «Für das Italienische konnten nicht für alle Gebiete die mundartlichen Formen festgestellt werden. Wir lassen sie daher in den Karten offen». Die mittel- und süditalienischen Verhältnisse mit einem Fragezeichen zu versehen, erscheint mir unangebracht. In philologischer Vergleichsarbeit müßten die Auslautverhältnisse für jeden einzelnen *AIS*-Punkt eruiert werden. Nur wenige abruzzesische Aufnahmeorte mit -ə (oder Schwund) als Ergebnis aller Auslautvokale lassen keine Rückschlüsse zu.
- p. 106 zu 6.6.2. Italienisch: «Dante kennt für ‘Apfel’ nur *il pomo* und für ‘Obstbaum’ *il pomo* und *il melo*». In Purgatorio 27,45 ist auch *pome* m. «Apfel» im Reim belegt.
- p. 107 zu 6.6.4. Zentralladinisch. – Über das chronologische Verhältnis von MALU und POMU im Zentralladinischen schreibt Ilse Schön: «MALU muß gegenüber POMU wohl als eine Neuerung angesehen werden, da sich letzteres in Zusammensetzungen gehalten hat, die gern ältere Formen bewahren». Hier dürfte eine sprachgeographische Fehinterpretation vorliegen, da MELUM-Formen und MELUM-Ableitungen auf *AIS*-Karte 1266 als archaisch zu interpretieren sind gegenüber der oberit. Expansionsform *pom(o)*. Diese archaische MELUM-Zone umfaßt Teile Graubündens (obw., ueng.), das Friaul (Ableitung zu MELUM) und eine konservative Insel im Zentralladinischen (Selva in Gardena *meyl* m., *AIS* 1266, P. 312). Die Form *mäil* für das Grödnertal ist auch bei Gartner p. 50 belegt; im Comelico notierte Tagliavini ebenfalls *meylu*⁸.
- p. 112 zu 6.6.10: «*Il pomo* ‘Knauf’ würde schriftsprachlich für ganz Italien stehen, während *pom* s. m. ‘Apfel’ nur im Norden gilt.» Neben den nordit. *pom*-Formen in der Bedeutung von «Apfel» müßten auch die sizilianischen und südkalabr. *pom*-Belege erwähnt werden.

Es ist mir unverständlich, weshalb die italienischen Sprachkarten 6–9 nur Ober- und Mittelitalien umfassen. Dabei zeigen gerade Unteritalien und Sizilien verschiedentlich die größeren sprachgeographischen Zusammenhänge auf⁹.

Die Karte 5 (*pomu* – *poma*) ist irreführend, da nur etymologische Typen verzeichnet sind, ohne Bedeutungsangaben. Anhand der logudoresischen Form Dorgali *púmmoras* ‘frutta in generale, mele, pere, susine, ecc.’ und einem bedeutungsmäßig unsicheren alogud. Beleg *pumu* zeichnet die Verfasserin auf der Übersichtskarte 5 für ganz Sardinien den Typus POMU-POMA rot ein. Die italienischen Verhältnisse sind aber auf der gleichen Übersichtskarte anhand von AIS 1266 *mela* gezeichnet. Diese AIS-Karte kennt für Sardinien nur *mela*. Eine Differenzierung der Bedeutungen nach ‘Obstfrucht (Obst)’ und ‘Apfel’ scheint mir ebenso unerlässlich wie eine chronologische Unterscheidung zwischen Urkundenformen einerseits und modernen Belegen aus den Sprachatlanten andererseits.

Galloromania

Auch für den galloromanischen, besonders frankoprovenzalischen und okzitanischen Bereich scheinen mir Modifikationen und Ergänzungen notwendig. Dies gilt besonders für die Etyma FRUCTU und BRACCHIU, die im FEW noch nicht in der gleichen Ausführlichkeit dargestellt sind, wie die Artikel der späteren Bände.

⁸ Cf. auch K. JABERG – J. JUD, *Der Sprachatlas als Forschungsinstrument*, Halle 1928, p. 223; ebenso FEW 9, 157: «während das rum. Mittel- und Unteritalien, Sardinien, das obw. ueng. *melum behalten haben».

⁹ Auf Karte 9 sind die friulanischen Punkte mit der falschen Farbe eingezeichnet (schwarz statt richtig farblosen Ring – Typus *mel-*).

- p. 89 zu 6.2.6. Provenzalisch. – Zu okzit. *la brasso* ‘Klafter’ sind die aokzit. Belege zu ergänzen: aokzit. *brassa* ‘brasse, mesure de longueur’ (GuillBarre 1467; GestAKM 2362)¹⁰, *brasa* (Jaufre 214; Montauban 14. Jh., Bonis 2,489).
- p. 89: «Ein schon für das Altprovenzalische belegter Plural *els brasses* ist als Ausnahme anzusehen. Die sekundäre, verdeutlichende Pluralbildung auf -es bei Substantiven mit dem Stamm auf -s (bzw. -tz) wurde erst im Neuprovenzalischen allgemeiner». Aokzit. *els brasses* ‘les bras’ ist Normalform, cf. aokzit. *brasses* pl. ‘bras’ (CroisAlb 4586; Flamenca 4708; Diätetik 75, Ms. B), *brases* (Jaufre 533; Merlin 109). Die verdeutlichende Pluralbildung auf -es ist bereits im Altokzitanischen zahlreich belegt¹¹.
- p. 103 zu 6.5.5. Französisch (Karte 10): «Der sekundäre Typus FRUCTA ist im Altfranzösischen ausgebildet, aber selten belegt, ebenso im Mittelfranzösischen. Er hat wohl kollektive Funktion wie auch die meisten heutigen regionalen Formen». Die Karte 10 würde eine sprachgeographische Interpretation verlangen, weil ALF 615 *fructa*-Formen nur im frpr. und okzitanischen Gebiet aufweist. Bei Berücksichtigung der Mundartwörterbücher kommen noch die Franche-Comté und das südliche Lothringen dazu. Jud erwähnt auch awallon. *fruite*¹². Von dieser geographischen Verteilung aus müßten auch die seltenen afr. und mfr. Belege beurteilt werden, cf. z. B. afr. *frutte* f. ‘les fruits’ (GdfS: Aimé, *Histoire de Normandie* – dieser Text weist verschiedene Italianismen auf), *la fruyte* (GdfS: Jean d'Auton, *Chronique de Louis XII*, ms. Richel. 5083 und 5082; dieser Autor stammt vermutlich aus Authon [Saintonge] zwischen Saint-Jean d'Angély und Cognac, cf. Brüch, ZFSL 52, 426).
- p. 103 zu 6.5.5.: «Als kollektive Suffixbildung kennt das Altfranzösische *le fruitage* mit dem Suffix -ATICA, in dem wiederum das Kollektivzeichen -a enthalten ist». Das Suffix in afr. mfr. *fruitage* ist -age < -ATICU und hat mit dem «Kollektivzeichen -a» nichts zu tun.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß die methodologischen Ansätze und die weitgespannte diachronische Perspektive in Verbindung mit einer Frequenzaufstellung für einzelne lateinische Autoren die Neubearbeitung von Meyer-Lübkes Dissertationsthema rechtfertigen. Andererseits stellen die vorhandenen Vorarbeiten und die heutige Quellenlage an ein so anspruchsvolles Thema Anforderungen, denen Ilse Schön nicht gewachsen war. Neben den indogermanischen und altphilologischen Kenntnissen wird eine Vertrautheit mit der romanischen Dialektologie vorausgesetzt, über die die Autorin nicht verfügte. Besonders im italienischen Bereich zeigen die angeführten Sprachkarten und ihre sprachgeographische Interpretation Lücken und Fehler, welche die Grenzen dieser Arbeit erkennen lassen.

Max Pfister

*

GRETA BRODIN, *Termini dimostrativi toscani. Studio storico di morfologia, sintassi e semantica*, Diss. Lund 1970, 243 p. (*Etudes romanes de Lund* 19).

Die Dissertation von Greta Brodin ist als erste umfassende Arbeit über das Demonstrativum im Italienischen unter der Leitung von Alf Lombard entstanden. Zwar hat Erna Löwe in

¹⁰ Für die Abkürzungen cf. meine *Lexikalischen Untersuchungen zu Girart de Roussillon*, Tübingen 1970 (Beih. ZRPh. 122), p. 203–217.

¹¹ Å. BERGH, *La déclinaison des mots à radical en s en provençal et en catalan*, Göteborg 1937, p. 54–57.

¹² J. JUD, *Observations sur le lexique de la Franche-Comté et du francoprovençal*, in: *Studies in French Language and Mediaeval Literature presented to Professor Mildred K. Pope*, Manchester 1939, p. 235.

ihrer Bonner Dissertation von 1922 einen ersten Versuch zum Thema unternommen, ohne sich jedoch systematisch mit allen vorkommenden Formen auseinanderzusetzen. Demgegenüber stellt Brodin das gesamte System deiktischer Wörter – sowohl demonstrativer Adjektive und Pronomina als auch demonstrativer Ortsadverbien – in der toskanischen Schriftsprache zusammen. Sie legt ihrer Arbeit nicht nur florentinische, sondern auch senesische, aretinische, pisane, lucchesische Texte zugrunde. Der diachronischen Methode folgend, führt Brodin Beispiele aus dem Novellino, von Dante, Boccaccio, Sacchetti, Machiavelli, aber auch von Magalotti, Redi, Fucini, Pratolini, Palazzeschi an. Freilich überwiegen die Beispiele aus der Frühzeit der toskanischen Sprache, wobei der Begriff Mittelalter etwas weit bis zum Jahre 1500 (p. 7 N2) ausgedehnt wird.

Nach den einleitenden Hinweisen über Voraarbeiten auf dem Gebiet des Demonstrativums im romanischen Sprachraum (p. 5–8) folgt ein kurzer Abriss über die Phonetik und die Morphologie sowie eine Zusammenstellung dialektaler Varianten (p. 8–28). Die Einleitung wird beschlossen durch das Kapitel «Classificazione» (p. 28–37), in welchem die Verfasserin ihre Einteilungskriterien darlegt.

Im Hauptteil werden in sechs Gruppen alle demonstrativen Wörter behandelt, wobei für die Zuteilung zu einer Gruppe das lateinische Etymon bestimmt ist: I. ISTE (p. 38–101): *esto, questo, cotoesto...*; II. ILLE (p. 102–170): *lo/il, quello, colui, li...*; III. HIC (p. 171–197): *ciò, qui, quici...*; IV. IPSE (p. 198–201): *esso*; V. IBI (p. 202–215): *ine, ivi...*; VI. INDE (p. 216–229): *indi, quindi*. Die Arbeit schließt mit der Zusammenfassung der Ergebnisse (p. 230–233) und der Bibliographie.

Im Abschnitt «Classificazione» spricht die Verfasserin kurz von Brugmanns vier Zeigarten – der Ich-, Du-, Jener- und Der-Deixis –, um sich dann H. Frei¹ anzuschließen, welcher die mangelhafte Koinzidenz der verschiedenen Demonstrativa mit den drei Personen unterstreicht. Die Verfasserin meidet eine Einteilung nach Deixis. Sie unterscheidet dagegen grundsätzlich zwei Funktionen: die *deiktische* (= A) mit dem Bezug des Demonstrativums auf eine der drei Personen («qualcosa che è vicino a chi parla, che è vicino a chi ascolta, che non è vicino né a chi parla né a chi ascolta» p. 31) und die *schwächer deiktische* (= B), in welcher die anaphorische (= B.1) und die präparative (= B.2) Bedeutung weitere Untergruppen darstellen. Im Gegensatz zu B ist das Demonstrativum bei A oft von einer Zeigegebärde begleitet. B.2 wird in weitere fünf Gruppen aufgeteilt, wobei das präparative Demonstrativum gefolgt ist von a) «un elemento giustapposto» (i giorni della settimana sono *questi*: lunedì...); b) «una proposizione subordinata introdotta dalla congiunzione *che*» (con *questo*, che tu non lo dica a nessuno); c) «una proposizione relativa» (ne dico *quel* che mi piace); d) «una parola o un gruppo di parole introdotto da una preposizione» (il mio libro e *quello* di mio fratello); e) «un aggettivo qualificativo o un participio» (la casa vecchia e *quella* nuova) (p. 32).

Die Darstellung der demonstrativen Wörter im Hauptteil ist linear: zu Beginn der verschiedenen Monographien steht eine kurze Definition mit Verweisen auf traditionelle Grammatiken und Wörterbücher, dann folgt eine ganze Reihe – oft mehrere Seiten – chronologisch geordneter Beispiele. Durch die Auswahl von Texten unterschiedlichsten Stilniveaus und die Bevorzugung der Prosa gegenüber der Versdichtung wird der anaphorischen Bedeutung zwangsläufig mehr Aufmerksamkeit geschenkt als der deiktischen. Die Untersuchung der Deixis hätte allerdings eine Beschränkung auf die Texte in direkter Rede gefordert, so wie ich dies in meiner Arbeit² versucht habe. G. Brodin hat ferner bewußt auf Einzel-

¹ *Systèmes de déictiques*, AL 4 (1944), 111ss.

² *Der deiktische Gebrauch des Demonstrativums im Altitalienischen*, Diss. Bern 1973.

interpretationen und damit auf die stilistische Wertung der Demonstrativa verzichtet. Der Wert ihrer Arbeit ist vor allem in der nuancierten Darstellung des anaphorischen und präparativen Gebrauchs zu suchen. Wertvoll sind auch die gelegentlichen Hinweise auf die unterschiedliche Verwendung des Demonstrativums vom Mittelalter bis zur Neuzeit. Dabei fällt das Fehlen von Bedeutungsunterschieden innerhalb der toskanischen Dialekte auf.

Es folgen einige Einzelbemerkungen:

1. *Semantische Bemerkungen*

1.1 Daß die semasiologische Anordnung nicht durchwegs befriedigt, zeigt ein Beispiel wie Nov. 27 (p. 143). *Colui* ist hier nicht «lontano tanto da chi parla quanto da chi ascolta», sondern vielmehr du-deiktisch zu verstehen: «Oh, ché non respondi a *colui* che tanta villania ti dice?» Hier sollte deutlicher gezeigt werden, wie ein und dasselbe Demonstrativum in verschiedenen semantischen Kategorien verwendet wird. Ähnlich ist *quello* in Dec. IX 3,13 du-deiktisch: «Calandrino, che viso è *quello*?» – Ferner finde ich mehrere Beispiele, wo das Demonstrativum *der-deiktischen* Stellenwert hat, vgl. etwa Dec. II 2,26: «Tosto, buon uomo, entra in *quel* bagno, il quale ancora è caldo.» Die Magd drängt Rinaldo auf Geheiß ihrer Herrin, ins Bad zu steigen. *Quel* bezieht sich hier nicht auf etwas Entferntes, sondern indifferent auf etwas in der Nähe Liegendes. 1.2 Brodin bespricht *cotesto* nur für die Fälle A und B.1 und findet die ersten anaphorischen Beispiele bei Cellini (p. 73). B.2 wird nicht behandelt, obgleich sich ein präparatives Beispiel – ebenfalls ohne Bezug auf die 2. Person – bereits bei Sacchetti findet: «*Cotesto* potre' dir'io: è bianco o vermiglio *quello* che favella?»³ 1.3 *Esso* erscheint fast nur anaphorisch (p. 198ss.), gelegentlich aber auch *deiktisch-anaphorisch* als Grenzfall von A und B.1, cf. Purg. 8,19: E come in fiamma favilla si vede [...] vid'io in *essa luce* altre lucerne / muoversi in giro... – Trotz der grundsätzlichen Elimination identifizierender Wörter (p. 6 N1) geht die Verfasserin auf diese Funktion von *esso* ein (con *esso* i più, Purg. 4,27; con *esso* meco, Dec. II 5 etc.).

2. Was das *Stilistische* angeht, findet sich p. 116ss. eine Sammlung lehrreicher Beispiele zum Typus «*quel tristo d'Andreuccio*». In ähnlich expressivem Sinn lassen sich Beispiele auch für *questo* anführen, und zwar schon vor Cellini: «Signor mio, io sono la misera sventurata Zinevra, sei anni andata tapinando in forma d'uom per lo mondo, da *questo traditor d'Ambrogiuol* falsamente e reamente vituperata ...» (Dec. II 9,68). Daß adjektivisches *questo* auch in anderem Zusammenhang affektiven Wert annimmt, geht aus der folgenden Stelle hervor: «è una gran villania a venire a *quest'ora* a casa le buone femine...» (Dec. II 5,50).

3. Zum *Syntaktischen*. In die Reihe demonstrativer Wörter nimmt Brodin auch Demonstrativa auf, die in finalen (accioché) und kausalen (accioché, per questo che, per ciò che) Konjunktionen oder konjunktionalen Fügungen stehen. Wie stark *ciò* in Nov. 1 (zit. p. 175) als demonstrativ empfunden wurde, ist schwer zu sagen: «acciò che il loro [sc. dei nobili e gentili] parlare è più gradito, ... facciamo qui memoria d'aliquanti fiori di parlare.» Rohlfs *ItGr.*, § 778, führt ein finales Beispiel an für Petrarca, wo *ciò* wohl völlig grammatisiert ist: «accioché il mondo lo conosca ed ami.» Brodin geht in der Darstellung der präparativen Funktion der Demonstrativa (B.2) sehr weit und weicht damit gelegentlich stark ab vom «dimostrativo in senso stretto».

Abschließend verweise ich noch auf einige Versehen und Irrtümer.

p. 87: Das Beispiel «Perché battete voi *cotestoro*?» ist in der von Brodin zitierten Novellino-Ausgabe von L. di Francia in der Novelle 45 nicht zu finden. In dieser Ausgabe steht

³ Nov. 84 (ed. A. Borlenghi, Milano 1957, p. 257).

der zitierte Text in Novelle 48; aus *cotestoro* wird dort *costoro*. *Cotestoro* steht nur in der von S. Battaglia zit. Florentiner Ausgabe von 1573, cf. S. Battaglia, *Grande dizionario... s. codestui*.

p. 87 et passim: Aus der Bibliographie (p. 238ss.) wird nicht immer klar, welche der nebeneinander aufgeführten Ausgaben verwendet werden. So z. B. bei Boccaccio, *Il Decamerone*, wo neben der Ausgabe von V. Branca auch diejenige von Bianchi-Salinari-Sapegno zitiert wird. In diesem Fall wären die Zitate nach Branca für die Konsultation bequemer gewesen.

p. 158: *lici* ist tatsächlich sehr selten; in den von Brodin zitierten Texten und Wörterbüchern findet sich neben den zwei Dante-Beispielen jedoch ein drittes in Boccaccios *Teseide*, cf. Tommaseo-Bellini, s. *lici*: «E roghi fate *lici*,/ne' qua' con degni onor li metterete» (7.3).

p. 170: Parodi (*Lingua e letteratura II*, Venezia 1957, p. 261) zitiert ein weiteres Beispiel zu *linci* aus Sacchettis *Frottola*: «La lingua ..., ch'è tutta infarcita di riboboli: levati costinci / e vanne quinci e *linci*.»

Schließlich seien noch einige Druckfehler erwähnt: p. 79, Z. 3 lies 'l statt *I*'; p. 81, Z. 30 *costei* statt *constei*; p. 119, Z. 31 *mentre* statt *mente*; p. 130, Z. 36 *andò* statt *ando*; p. 147, Z. 27 *sguarda* statt *guarda*; p. 149, Z. 30 *Villani* statt *Villano*; p. 227, Z. 3 *preceduto* statt *preduto*.

All diese Einwände verringern den Wert dieser in korrektem und lesbarem Italienisch abgefaßten Arbeit nicht. Für die Forschung ist auf dem Gebiet der italienischen Grammatik ein wesentlicher Stein im Mosaik gewonnen.

Hermann Haller



Grundriß der romanischen Literaturen des Mittelalters. In Zusammenarbeit mit JEAN FRAPPIER, MARTIN DE RIQUER, AURELIO RONCAGLIA herausgegeben von HANS ROBERT JAUSS und ERICH KÖHLER. Volume VI, *La littérature didactique, allégorique et satirique*, tome 1 (Partie historique), Heidelberg (Winter) 1968; tome 2 (Partie documentaire), 1970 (315 und 496 p.).

Der neue *Grundriß*, nicht mehr der romanischen Philologie, sondern der romanischen Literaturen des Mittelalters, soll die Einheit der romanischen Literatur erneut ins Bewußtsein rufen. Rein äußerlich kommt dies dadurch zum Ausdruck, daß für die erste Epoche, von den Anfängen bis Ende 13. Jh., die Bände I bis VI jeweils die gesamte Romania umfassen; die gesamte Romania wird ebenfalls in den Bänden XI (Historiographie) und XII (Theater) behandelt. Für das 14. und 15. Jh. werden die Bände VII bis X geographisch aufgeteilt auf Italien, Frankreich und die iberische Halbinsel, wobei der gleiche Aufbau dieser Bände Querverbindungen gestatten wird¹.

Der Überblick über die gesamte literarische Romania wird durch eine Behandlung nach Gattungen ermöglicht. Die Nachteile eines gattungsorientierten Ordnungsprinzips sind nicht zu übersehen, wird doch damit eine monographische Erfassung von Autoren, die in verschiedenen Gattungen oder in verschiedenen Sprachen produktiv waren, verunmöglich; auch die Darstellung kulturell bedeutsamer Zentren oder Perioden dürfte erschwert werden – ganz abgesehen von der Schwierigkeit, eine Gattung in jedem Fall befriedigend definieren

¹ Hier gleich eine Frage: in Bd. VI wird endlich eine klare Trennung (soweit das eben möglich ist) zwischen didaktischer und allegorischer Literatur vorgenommen. Diese Trennung wird in Bd. VIII (Frankreich) beibehalten, in Bd. IX (Iberoromania) und X (Italien) aber fallengelassen. Stützen die spätmittelalterlichen Texte diese unterschiedliche Behandlung?

zu können. Die Herausgeber sind sich natürlich dieser Problematik bewußt. Da die ausführlichen Register des Dokumentationsteils Autorennamen, Titel und *incipit* verzeichnen, kann sich der Benutzer die Information, die anders gelagert ist als im Darstellungsteil, selber zusammenstellen – z. T. wenigstens, fehlen doch im Register Orts-, Provinz- und Ländernamen. Im Register fehlen auch die von den Autoren selbst verwendeten Gattungsbezeichnungen (*dit, conte, roman, sermon, etc.*); man findet sie jedoch im Dokumentationsteil. Auskünfte über Formen im traditionellen Sinn (Metren, Prosa) sind ebenfalls im Dokumentationsteil zu holen.

Es scheint mir wenig sinnvoll, lange über eine Konzeption zu diskutieren, deren Verwirklichung schon weit fortgeschritten ist. Ich möchte vielmehr unterstreichen, daß die Darstellung nach Gattungen auch unbestreitbare Vorteile aufweist und neues Licht auf viele Probleme wirft, wovon gerade hier der vorzustellende Doppelband ein glänzendes Beispiel liefert.

Bd. VI, 1 enthält folgende Beiträge:

- A. *La littérature religieuse (liturgie et Bible)*, p. 1–57: Edith Brayer, *Catalogue des textes liturgiques et des petits genres religieux* [Walter Mettmann, *Die altportugiesische Marienlyrik vor 1300*; Guy de Poerck / Rika van Deyck, *La Bible et l'activité traductrice dans les pays romans avant 1300*; Jean Robert Smeets, *Les traductions, adaptations et paraphrases de la Bible en vers*].
- B. Cesare Segre, *Le forme e le tradizioni didattiche*, p. 58–145 [Nicolò Pasero, *L'opera dell'Anonimo Genovese*].
- C. Hans Robert Jauss, *Entstehung und Strukturwandel der allegorischen Dichtung*, p. 146–244 [Uda Ebel, *Die literarischen Formen der Jenseits- und Endzeitvisionen*].
- D. Fritz Schalk, *Die moralische und literarische Satire*, p. 245–274 [Giuseppe Tavani, *La satira morale e letteraria nella lirica galego-portoghese*].
- E. Alfred Adler, *Die politische Satire*, p. 275–314 [Giuseppe Tavani, *La ‘Caniga d'escarnho e de mal dizer’ galego-portoghese*].

Für alle Beiträge war ein außerordentlich reiches und meist weit verstreut liegendes Material zu erfassen und zu sichten. Obwohl alle Verfasser die Gesamtkonzeption des *GRLMA* respektierten, sind sie sehr verschieden vorgegangen. Die fr. und it. Beiträge unterscheiden sich von den dt. grundsätzlich dadurch, daß sie eher zum *catalogue raisonné* neigen, während die deutsch schreibenden Romanisten bemüht sind, genetische Erklärungen ideologisch, philosophisch und theologisch zu untermauern. Doch weist H. R. Jauss im Vorwort darauf hin, daß gerade für Bd. VI schon die rein bibliographische Erfassung besondere Probleme stellte.

Der Titel des Beitrages von Edith Brayer zeigt deutlich an, daß es sich um einen Katalog handelt – um einen faszinierenden Katalog allerdings, der sehr viel Neues enthält. Die Texte sind in der Mehrzahl französisch; es mag sein, daß die Bibliotheken Italiens und Spaniens noch Entdeckungen bescheren können (cf. p. 4); auf jeden Fall ist der Dokumentationsteil des Abschnittes A I auf dem fr. Sektor besser ausgebaut, werden doch die Hss. dort auch aufgeführt, wenn die Texte ediert sind. Es scheint, als ob Mlle Brayer nach langer und gewissenhafter Aufzählung das Bedürfnis empfunden hätte, noch einen sie besonders ansprechenden Text wenigstens auszugsweise mitzuteilen (p. 20–21).

Der Beitrag von G. de Poerck und R. van Deyck über die Bibel und deren Übersetzungen gibt eine klare Darstellung des komplizierten Stoffes. Dem Gegenstand entsprechend ist er diskursiver und muß auch auf die religiösen Bewegungen eingehen. Die Verfasser begnügen

sich allerdings oft mit bloßen Hinweisen, etwa p. 24 bezüglich der Bibelversion im 13. Jh., oder gebrauchen vage Formulierungen, etwa p. 37, wo unklar bleibt, ob für die älteste prov. Bibelübersetzung katharischer Ursprung angenommen wird oder nicht. – Seinem Beitrag über die Versbibeln stellt J. R. Smeets einige kurze Hinweise zum Verhältnis von Prosa- und Versfassungen voraus. Die eigentliche Problematik des Verhältnisses von Vers und Prosa wird allerdings nicht zur Sprache gebracht. Auch der Verfasser dieses Abschnittes mußte sich hauptsächlich auf fr. Texte beschränken, da die philologischen Vorarbeiten in den übrigen romanischen Ländern noch ungenügend sind (cf. p. 48).

Vorzüglich ist die Art, in der C. Segre den umfangreichen Stoff der didaktischen Literatur darbietet. Es seien mir hier ein paar Bemerkungen gestattet. C. Segre notiert mit Recht (p. 118), daß die volkssprachlichen Grammatiken, die z. T. zugleich Poetiken sind, keine «critica letteraria» bieten. Man könnte in diesem Zusammenhang immerhin hervorheben, daß die Definition der lyrischen Gattungen in der *Doctrina de compondre dictatz* trotz ihrer Trockenheit eine absolute Neuheit darstellt und (zusammen mit der Anordnung der Stücke in gewissen prov. Liederhss.) ein sehr starkes Formbewußtsein zum Ausdruck bringt. Daß das Publikum hier eine wichtige Rolle spielte, bezeugt der erstaunliche Prolog zu den *Razos de trobar*. – Der durch den Gesamtplan bedingte Einschnitt bei 1300 ist bei der «poetischen Didaktik» besonders bedauerlich – ein Hinweis wenigstens auf die unterschiedliche Weiterentwicklung der Tradition im Midi, in Katalonien, Spanien, Italien und Frankreich wäre erwünscht gewesen, besonders da die verschiedenen sprachlichen Bereiche für das 14. und 15. Jahrhundert in getrennten Bänden behandelt werden. In diesem Zusammenhang könnten auch negative Feststellungen wertvolle Gedächtnisstützen liefern, z. B. im Abschnitt über die Schachspiele (p. 130) der Hinweis, daß die Traktate des 13. Jh. *nicht* moralisiert werden; oder im Kapitel über die Enzyklopädien (p. 134–141) könnte festgestellt werden, daß der *ordo mundi*, den der Aufbau der vorgestellten Werke widerspiegelt, im 14. Jh. z. T. einer alphabetischen Anordnung des Wissens weicht².

Die Einbeziehung der gesamten Romania führt manchmal zu aufschlußreichen Resultaten. So gibt C. Segre im Kapitel über die Rhetorik fast ausschließlich italienische Texte an (was weiter nicht verwundert); im Astronomiekapitel werden, außer einem Hinweis auf die Enzyklopädien, nur die am Hof des Alfonso el Sabio entstandenen Texte sowie Ristoro d’Arezzo erwähnt; in den Kapiteln über Geometrie und über den *computus* finden sich nur fr. und prov. Texte. Im Teil D, moralische und literarische Satire, fällt das vollständige Fehlen Kataloniens und Spaniens (hier mit Ausnahme von *Elena y María*) auf; anderswo konstatiert man, daß es keine iberoromanische Texte zum Antichrist zu geben scheint (Bd. VI, 2, p. 232). Manchmal sind die Verfasser explizit: E. Brayer schreibt (p. 9; cf. p. 3–4): «Nous n’avons pas de traductions catalanes et provençales du *Pater noster* avant le XIV^e siècle.» Oder H. R. Jauss: «In Spanien ist nur die Tradition der Lapidarien glänzend vertreten, hingegen fehlen Übersetzungen des *Physiologus*» (p. 177)³. Die Beispiele ließen sich vermeh-

² Cf. aber Bd. VI, 2, p. 246 den Hinweis auf die *histoire du texte après 1300* (*Purgatoire de S. Patrice*) und ganz allgemein Ziff. 8 der Dokumentation, *histoire du texte*.

³ Daß die Lapidarien und die Bestiarien in verschiedenen Abschnitten (Segre und Jauss) behandelt werden, erstaunt ein wenig. Wahrscheinlich hat die «lyrische» bzw. die «epische» Ausprägung der Bestiarien-Tradition, etwa bei Rigaut de Berbezieux und im *Bestiaire d’amour*, zu dieser Zweiteilung geführt. Wenn H. R. Jauss schreibt (p. 174): «Die Rezeption der *Bestiaire*-Symbolik in der Lyrik harrt noch einer historischen und stilgeschichtlichen Gesamtdarstellung», so ließe sich das gleiche Desideratum auch für die Lapidarien anmelden. Da C. Segre seinen Beitrag anders konzipiert hat als H. R. Jauss, kann diese Frage von ihm nicht gestellt werden. Betroffen wäre natürlich nicht nur die Lyrik. Aber hier stoßen wir auf eine der Schwierigkeiten gattungsmäßiger Darstellung:

ren. Gewisse dieser «Spezialisierungen» lassen sich erklären, andere nicht. Der Befund ist aber in jedem Fall interessant und vermittelt neue Forschungsimpulse, sei es in Richtung der Dokumentation, dort wo sie zugegebenermaßen für gewisse Literaturen unzureichend ist, sei es für Erklärungsversuche, dort wo die Information als genügend angesehen werden kann.

Gewichtig ist auch der Beitrag von H. R. Jauss und U. Ebel zur allegorischen Dichtung. Eine erste Fassung der Arbeit von H. R. Jauss erschien schon 1960, dann wieder 1962 und 1964⁴ und wurde auch schon rezensiert, so daß sie der Fachwelt bekannt ist. Es sei hier nur festgehalten, daß H. R. Jauss ursprünglich der *Psychomachia* des Prudentius eine größere Wirkung auf die allegorische Dichtung zugeschrieben hat, als er ihr in der nun vorliegenden Fassung des *GRLMA* zugesteht. Hier heißt es: «Die allegorische Dichtung in romanischer Volkssprache entsteht weder in Deszendenz von klassischen Vorbildern noch als Folge der ‘Renaissance des XII. Jh.s’, sondern aus einer fortschreitenden Verweltlichung und Literarisierung der Bibelexegese» (p. 150). Soweit die – brillant illustrierte – These. In einer bösen Rezension einer meiner Arbeiten hat neulich ein Kollege geschrieben, es sei völliger Zeitverlust, über Allegorie diskutieren zu wollen. Ich stimme dem zu, möchte aber die durch einen Verzicht auf das theoretische Kampfgespräch gewonnene Zeit dazu verwenden, wirklich zur Kenntnis zu nehmen, was in dem zu besprechenden Buch drin steht, und nicht nur von dem zu sprechen, was nicht drin steht. Unter solchen Voraussetzungen wird jeder den Beitrag von H. R. Jauss mit größtem Gewinn lesen⁵. Ebenfalls anregend und neu ist das Kapitel von Uda Ebel über die literarischen Formen der Jenseits- und Endzeitvisionen. Die Verfasserin stellt, mit Recht, die Frage nach den theologischen Voraussetzungen dieser Visionen⁶. Im Sinne des *GRLMA* versucht U. Ebel eine Gattungsbestimmung (p. 181 ss.). Ich vermag allerdings aus der Gegenüberstellung von «erzählender Gattung» und «allegorischer Form» nicht recht klug zu werden. Es ist doch klar, daß beide Begriffe anwendbar sind, auch wenn man «Gattung», wie es H. R. Jauss vorschlägt, nur als *modus dicendi* auffaßt. Gerade heute, wo manche Schriftsteller verkünden, es sei nicht mehr möglich, Geschichten zu erzählen, sollten wir das «Geschichten-Erzählen» auch als eigenen *modus dicendi* auffassen dürfen. Der Abschnitt C trägt dem insofern Rechnung, als das 4. Kapitel der allegorischen Dichtung «in epischer Form» gewidmet ist. Doch sind diejenigen, die wirklich eine Geschichte erzählen, nicht sehr zahlreich: Huon de Méry, Guillaume de Lorris, etwa noch Thibaut oder Peire Guilhem. Exegese und allegorisches Geschichtenerzählen sind und bleiben zweierlei Dinge. Auch die Jenseitsvisionen sind nicht zahlreich, sobald man absieht

Die Verfolgung thematischer Traditionen (z. B. Steinsymbolik) dort, wo ihnen nicht mehr eine ganze «Gattung», sondern nur ein Teil des Textes verpflichtet ist, wird zur Ermessensfrage oder zur Temperamentsache.

⁴ Sie erschien auch in fr. Übersetzung (Hinweis Bd. VI, 2, p. 441). Da ich mit einem Grund annehmen darf, daß unsere nicht deutschsprachigen Kollegen (von den Studenten ganz zu schweigen) das Deutsche nicht alle gleich gut beherrschen, wäre manchem Benutzer des *GRLMA* sehr gedient, wenn er auf schon erschienene Übersetzungen deutschsprachiger Beiträge gleich in einer Fußnote zum Titel hingewiesen würde. Auch in Bd. I des *GRLMA* gibt es solche anderswo übersetzten Beiträge.

⁵ Also: der Reclus de Molliens scheint mir nicht unbedingt in ein Kapitel über die Allegorie zu gehören. Aber siehe oben. – Rezessenten des *GRLMA* haben schon bedauert, daß die Kategorie «littérature morale» nicht mehr auftauche. Vielleicht haben sie recht.

⁶ Bei historisch-anthropologischer Fragestellung wäre es zumindest gewagt, den volkssprachlichen Traumbüchern jede Bedeutung für die Betrachtung der Visionsliteratur abzusprechen (cf. p. 201 N 60). – Der Dokumentationsteil zum Text von U. Ebel ist kein auf Hss.-Studium basierender Katalog wie derjenige von E. Brayer. Zahlreiche «Visionen» sind noch nicht ediert.

von den Imitationen lateinischer Vorlagen (die Iberoromania ist nicht vertreten). Sie haben auch fast ausschließlich satirischen oder parodistischen Charakter, die *Songes d'enfer* etwa, oder der *Gatto lupesco*. Das ist doch merkwürdig. Wo steckt eigentlich das besonders von den Germanisten so oft besungene Zeitalter des hl. Bernhard? Man rechne sich doch einmal das Fazit der eigenständigen volkssprachlichen Schöpfungen im allegorisch-visionären Bereich aus. Mager – mindestens wenn es hätte mystisch oder kirchlich oder theologisch aussehen müssen.

In die Satire teilen sich zwei Autoren: F. Schalk und A. Adler. Diese Kapitel zeigen die Schwierigkeiten einer gattungsorientierten Darstellung besonders deutlich, ist doch gerade die Satire in den verschiedensten Gattungen – und nicht nur in den hier behandelten! – anzutreffen. Ein Jean de Meun, sicher einer der größten Satiriker des Mittelalters, muß dann mit einer kurzen Erwähnung abgefertigt werden (p. 257), weil er im Kapitel über die Minneallegorie ein wenig behandelt wird. Natürlich waren sich die beiden Verfasser der Probleme bewußt. F. Schalk weist mit Recht auf die fließenden Grenzen zwischen Satire, Scherz und Parodie (p. 246), doch hätte man trotzdem gern erfahren, wo es z. B. eindeutig um Parodie geht. Anderseits nimmt man die zahlreichen Hinweise Schalks auf spätere Werke dankbar zur Kenntnis. Der Beitrag Adlers, der etwa 750 kürzere Texte «gattungsgeschichtlich» erfassen will (oder muß), scheint mir ein echtes «gattungsgeschichtliches Dilemma» des Verfassers widerzuspiegeln. Anstatt alle seine Texte thematisch zu ordnen, wählt A. Adler 17 meist formal bedingte Kriterien und versucht dann mehrmals, die so aufgeteilten Texte jeweils auf Gattungen zu definieren. Diese Versuche werden z. T. äußerst scharfsinnig, manchmal auch mehr spekulativ durchgeführt. Die Provenzalisten werden sich besonders die Definition des politischen *sirventes* (p. 287) ansehen. Mehr als die übrigen Beiträge des Bandes können die beiden über die Satire auf zwei Arten gelesen werden, weil die interpretierenden Kapitel des Darstellungsbandes die reiche Information der entsprechenden Teile im Dokumentationsband nur teilweise abschöpfen. Das ist gerade einer der Vorteile des *GRMLA*, daß die Dokumentation nicht einfach ein Fußnotendasein fristet, sondern selber anregend und klarend wirkt.

Betonte E. R. Curtius die durch das Latein garantierte Kontinuität, so will der *GRMLA* vielmehr den Prozeß der Ablösung von der lateinischen Literatur darstellen. Die lateinischen Werke werden nur erwähnt, insofern sie Ausgangspunkt dieses Ablösungsprozesses sind. Der von der volkssprachlichen Literatur geleistete Neueinsatz und die Emanzipation der Laienkultur (die, wie H. R. Jauss im Vorwort zu Bd. VI, 1 schreibt, erst lückenhaft erforscht ist) kann natürlich nur durch Einbezug der lateinischen Literatur erforscht werden. Gerade Bd. VI kommt nicht ohne ständige Rückverweisungen auf lateinische Vorbilder aus. Man hätte dem Romanisten einen großen Dienst erwiesen, wenn man wenigstens diesen Teil der lateinischen Literatur etwas systematischer bibliographisch erfaßt hätte.

Ein weiteres: in Bd. I wird das Weiterleben der lateinischen Tradition, respektive die Ablösung von dieser Tradition, hauptsächlich im sprachlichen und rhetorischen Bereich verfolgt⁷. Bd. VII aber, eine Art Angelpunkt des gesamten *GRMLA*, wird eröffnet durch ein Kapitel über *l'état de la culture classique à l'époque de Dante*. Es will mir nicht einleuchten, daß für das 11. bis 13. Jh. nichts Entsprechendes vorgesehen ist.

Schließlich hat die Vernachlässigung des Autors zugunsten der Gattung auch noch einen «lateinischen» Aspekt, dem besonders im Spätmittelalter eine außerordentliche Bedeutung zukommt: Sehr viele Autoren dieser Zeit schreiben sowohl lateinisch wie in der Muttersprache, manchmal sogar über die gleichen Themen, respektieren aber dabei meistens die

⁷ Die Bibliographie hierzu ist allerdings viel umfassender.

Tradition der jeweiligen Sprache und bekunden damit ein formales Bewußtsein, das seinerseits die Eigengesetzlichkeit der Gattung dokumentiert. Diese Eigengesetzlichkeit kommt aber bei kontrastiver Behandlung der lateinischen Produktion (des gleichen Autors) besonders deutlich zum Ausdruck.

Es muß betont werden, daß der Dokumentationsband *keine* Bibliographie ist, sondern die Texte nach einem komplizierten aber sinnvollen Schlüssel vorstellt. Es wäre dem Benutzer sehr gedient, wenn man diese *schémas des documentations* auch auf einem losen Blatt oder auf einem Klappdeckel abdrucken könnte. – Zu jedem Band wird eine spezielle Bibliographie gegeben. Reiche bibliographische Angaben finden sich aber auch in den Fußnoten des darstellenden Bandes. Es sei dankbar vermerkt, daß sich Uda Ebel die Mühe genommen hat, auch im Dokumentationsband in einem Vorspann jeweils eine Bibliographie zusammenzustellen (cf. VI, 2, p. 236, p. 240, p. 243, p. 246 und p. 249). Der Benutzer der Dokumentation wird sich damit abzufinden haben, daß die Nr. 7000ss. vor Nr. 5000ss. stehen (p. 280 endet mit Nr. 4712; p. 281 beginnt mit Nr. 7004 und endet p. 319 mit Nr. 7596; p. 321 setzt mit Nr. 5004 ein). In VI, 2 fehlt Nr. 3470 (Hinweis VI, 1, p. 127); in der Bibliographie zu Bd. VI fehlen Nr. 626 und 627 Contenson (Hinweis VI, 1, p. 187 N 15 und N 18); VI, 1, p. 283 N 32 und 33: die Studien von Nykrog und Rychner figurieren in der Bibliographie (cf. auch p. 256 N 10); VI, 1, p. 109 heißt es, in den *débats du clerc et du chevalier* falle der Liebesgott das Urteil, obschon in keinem dieser *débats* das Urteil vom Liebesgott gefällt wird; p. 90 N 16 stimmt der Verweis auf Nr. 2756 nicht; p. 72 muß es (wie richtig in N 51) 2372 heißen; p. 77 wird mehrmals auf die Dokumentation 2552 *Des trois morts et des trois vifs* verwiesen, doch sucht man diese vergeblich VI, 2, p. 121; die in diesem Zusammenhang erwähnten Baudoin de Condé und Nicole de Margival figurieren nicht im Register; bei Dokumentation Nr. 2404 wäre ein Verweis auf Nr. 2888 erwünscht; VI, 2, p. 468: weshalb im Register die Unterscheidung zwischen Raimon Vidal von Bezalù und Raimon Vidal, wenn sie weder im Text noch in der Dokumentation gemacht wird? Zu Nr. 3156: ich glaube nicht, daß es sich um ein Zitat aus dem Rosenroman handelt. In der Dokumentation zum Rosenroman 4664 und 4672 fehlt die Ausgabe Lecoy; als *édition princeps* wird diejenige von Méon angegeben, während die Inkunabeln als *impressions* unter Ziff. 8b figurieren (im Vorspann zum Dokumentationsband wird gesagt, unter *édition princeps* verstehe man *la première parue, qu'elle soit critique ou non*); von der Boethiusübersetzung Jean de Meuns wird behauptet, sie sei nicht ediert, obschon ein paar Zeilen weiter oben der Prolog daraus sicher nicht aus der Hss. zitiert wird; auch die Abälard-Übersetzung soll nicht ediert sein; und als Datum wird für den 2. Teil des Rosenromans 1275–1280 vorgeschlagen; der Verlagsort der Arbeit von I.-A. Ibañez wird nicht mitgeteilt; wir erfahren nicht, ob die Diss. von E. C. Hicks und von A. Bourneuf publiziert sind; die Arbeit von Aimée Bourneuf wird 2234 = *Testament* von Jean de Meun, wo sie eigentlich hingehört, nicht zitiert; von den in 4672 unter 2c genannten Titeln gehören zwei (Françon und Hatzfeld) zu 2b; auch bei 2b und 2c ist ein Verweis auf 4664 notwendig: Es macht ganz den Eindruck, als ob die Dokumentation zum Rosenroman, die wohl Ende Fünfzigerjahre aufgearbeitet wurde, seither nur flüchtig nachgeführt worden ist. Das sind die Tücken des Perfektionismus. Es läßt sich natürlich nicht vermeiden, daß bei einem so gewaltigen Unternehmen die verschiedenen Beiträge zu sehr verschiedenen Zeitpunkten geliefert werden. Es ist wohl erwünscht, praktisch jedoch kaum durchführbar, daß die Bibliographie vor der Drucklegung nochmals nachgeführt wird. Es ließe sich vielleicht bewerkstelligen, daß wenigstens die Textausgaben bis zu einem jeweils anzugebenden Datum vollständig erfaßt würden. – Mit Bedauern konstatiere ich, daß die in VI, 2, p. 14 angekündigte *liste générale des œuvres romanes traduites dans d'autres langues (romanes et autres) au moyen âge* im kürzlich

erschienenen Bd. I (1972) fehlt. In der *préface* zu diesem Band versichern aber die Herausgeber (p. X), daß die Übersetzungen und Adaptationen romanischer Texte im Bd. XIII registriert werden sollen.

Zum Schluß noch ein Wort des Dankes an die Herausgeber und Mitarbeiter, daß der neue *GRLMA* überhaupt zustande gekommen ist. Der *GRLMA* wird allen Mediävisten vorzügliche Dienste leisten.

Marc-René Jung



MARIE-THÉRÈSE MORLET, *Le vocabulaire de la Champagne septentrionale au moyen âge. Essai d'inventaire méthodique*, Paris (Klincksieck) 1969, 425 p. (*Bibliothèque française et romane A/17*).

Die hier zu besprechende Arbeit ist eine Sammlung von alt- und mittelfranzösischen Lexikalien aus der nördlichen Champagne, die alle aus Urkunden und anderen nichtliterarischen Texten des 13.–15. Jh. stammen. In der *Introduction* bemüht sich Marie-Thérèse Morlet zunächst um eine Charakterisierung der nördlichen Champagne, die auch die Bezeichnung Champagne ardennaise trägt und weitgehend identisch ist mit dem Gebiet des heutigen Département Ardennes. Zu diesem Zwecke macht sie einige Angaben zur älteren Geschichte der nördlichen Champagne, die jedoch – was das Mittelalter angeht – vielleicht etwas zu summarisch ausgefallen sind. Es schließt sich eine detaillierte Beschreibung des Gebietes unter geographischen Gesichtspunkten an. Weiterhin stellt die Autorin in der Einleitung kurz die Quellenwerke vor, die ihren Exzerpten zugrunde gelegen haben. Die wichtigste und umfangreichste Quelle ist der vierbändige *Trésor des chartes du comté de Rethel*. Dazu kommen drei kleinere Textsammlungen; im einzelnen handelt es sich dabei um die *Documents relatifs au comté de Porcien*, um die *Documents des XII^e–XIV^e s. relatifs à la seigneurie d'Eclu (ct. de Novion-Porcien)* sowie um die *Trente-deux chartes de Mézières en langue vulgaire*, welche Ch. Bruneau in einem Anhang zu seiner *Etude phonétique des patois d'Ardenne* publiziert hat (zu den genauen bibliographischen Angaben cf. p. 19). Im letzten Teil der eigentlichen Einleitung finden sich einige Auslassungen über die Frage der Wortschatzdarstellung nach begrifflichen Gesichtspunkten, mit denen Morlet offenbar die Art der Anlage ihrer Arbeit rechtfertigen will. Hierbei beschränkt sie sich im wesentlichen auf das Zitieren bzw. Referieren von Äußerungen anderer zu diesem lexikographischen Ordnungsschema. Im übrigen bedarf die Ordnung lexikalischer Materialien nach einem Begriffssystem kaum noch der Rechtfertigung, vor allem dann nicht, wenn es um den Wortschatz eines einzelnen Autors oder einer Textsammlung geht. In einem Anhang zur eigentlichen Einleitung sind zusammengestellt «les principales caractéristiques du dialecte champenois, tel qu'il apparaît dans les documents que nous avons dépouillés au point de vue phonétique» (p. 15). Die Formulierung läßt vermuten, daß sich Morlet etwas voreilig Aufschlüsse über die phonetisch-phonologischen Verhältnisse erhofft, wozu jedoch erst einmal eine eingehende Analyse der Grapheme und ihrer Wertigkeit erforderlich wäre. Im übrigen kann man sich fragen, ob eine überblickartige Darstellung der wichtigsten in den exzerpierten Texten vorkommenden Scriptamerkmale in einem Werk mit eindeutig lexikologischer Zielsetzung überhaupt nötig ist, da man dabei doch nicht über Handbuchwissen hinauskommt, das man wiederum bei Spezialisten – und nur für solche ist das vorliegende Werk bestimmt – voraussetzen kann. An sich wäre eine Untersuchung der nordchampagnischen Scripta bei ihrem bekannter-

maßen hybriden Charakter reizvoll, ja sogar wünschenswert; nur müßte das in umfassenderer Form geschehen, als es in der summarischen Aufstellung bei Morlet der Fall ist.

Nun weiß jeder, der sich einigermaßen in der galloromanischen Lexikologie auskennt, daß Morlet mit der Darstellung des in altnordchampagnischen Urkunden enthaltenen Wortschatzes nicht unbedingt eine lexikologische Pioniertat vollbracht hat. Bekanntlich hat bereits W. Runkewitz mit seiner 1937 erschienenen Dissertation (*Der Wortschatz der Grafschaft Rethel in Beziehung zur modernen Mundart nach dem Trésor des chartes du comté de Rethel*) das gleiche Ziel verfolgt. Mit Recht stellt sich also die Frage nach der Notwendigkeit der Wiederaufnahme dieser Arbeit. Dazu ist zunächst zu sagen, daß die Materialbasis beider Arbeiten nicht ganz die gleiche ist: Hatte Runkewitz nur die Bände I, II und IV des *Trésor* lexikologisch exzerpieren können, so hat Morlet nicht nur alle vier Bände ausgewertet, sondern darüber hinaus noch weitere Quellen aus der gleichen Gegend herangezogen. Die Wiederaufnahme der Arbeit findet ihre Rechtfertigung auch noch in anderer Hinsicht. M. schreibt selbst dazu in der *Introduction*: «En 1937, M. W. Runkewitz avait tenté le classement, par groupe d'idées, d'une partie de ces chartes (...) Mais ce classement effectué bien avant que *Le système des concepts* de W. von Wartburg et R. Hallig ne vit le jour, est incomplet et imparfait. Le plan élaboré n'a pas toujours été suivi, les citations sont beaucoup trop fragmentaires et des fautes assez nombreuses émaillent ce travail, ainsi les corrections indiquées aux errata n'ont pas été minutieusement relevées et il en résulte certains contresens, des coquilles concernant la pagination rendent les vérifications des exemples très difficiles. Aussi avons-nous jugé que nous devions essayer de donner de ces chartes un classement meilleur» (p. 12). Soweit die Einzelheiten dieses Urteils über die Arbeit von Runkewitz für uns nachprüfbar waren, konnten wir feststellen, daß sie einer gewissen Berechtigung nicht entbehren. In der Tat ist diese Arbeit nicht frei von Fehlinterpretationen, und auch die Anordnung der Materialien bei ihm gibt mehr als einmal Anlaß zu Beanstandungen. Der Vorwurf der Unvollständigkeit ist Runkewitz dagegen kaum zu machen, zum einen weil ihm der dritte Band des *Trésor* nicht zur Verfügung stand, zum andern weil es in unserm Falle nicht auf Vollständigkeit, sondern allein auf das lexikologisch relevante Material ankommt, und das hat R. in der Regel erfaßt.

Wie schon eingangs erwähnt wurde, hat Morlet das von ihr gewonnene Wortmaterial nach begrifflichen Gesichtspunkten geordnet, wobei sie zumindest im wesentlichen dem von R. Hallig und W. von Wartburg erarbeiteten *Begriffssystem als Grundlage für die Lexikographie* gefolgt ist. Einzelne Abschnitte sind besonders umfangreich ausgefallen und bieten reichhaltiges Material (etwa im zweiten Teil Kapitel VIII *La vie juridique* und hier speziell der Abschnitt *Droit pénal et justice* sowie Kapitel X *L'Habitation* und hier speziell der Abschnitt *La construction*), was sich aus der in den Urkunden usw. vorzugsweise behandelten Materie ergibt. Über die Zuordnung des Wortmaterials zu den Begriffen, wie sie M. vorgenommen hat, kann man in einzelnen Fällen geteilter Meinung sein, wie es ja auch sonst bei Arbeiten dieser Art der Fall ist. Für eine Diskussion darüber fehlt hier im übrigen der Platz. Dagegen soll darauf hingewiesen werden, daß sich in M.s Arbeit begrifflich zusammengehörige Materialien gelegentlich an verschiedenen Stellen wiederfinden. So stehen *aprinse* 'enquête faite par un juge' und andere begriffsnahe Wörter nicht, wie man erwarten sollte, unter *Jugement – Condamnation* im Kapitel *La vie juridique*, wo bereits *enqueste* 'information judiciaire' usw. aufgeführt ist (p. 167), sondern unter *Chercher – Trouver* (*Opérations de la pensée*, p. 48). Außerdem wären die Materialien im Abschnitt *Faire du mal – Méfaits* (p. 288 ss.) des Kapitels *Rapports sociaux* zum größten Teil zu vereinen mit denjenigen im Abschnitt *Délits – Actes criminels* (p. 166 s.) des Kapitels *La vie juridique*. Hierzu wären weiterhin verschiedene Ausdrücke in der Bedeutung 'prendre qn en flagrant délit' zu stellen, die

Morlet unter *Emprisonnement* (p. 282s.) eingereiht hat. Bezeichnungen mit der Bedeutung ‘faire du tort à qn’ finden sich sowohl unter *Faire du mal – Méfaits* (p. 290) als auch unter *Dommage* (p. 293s.). *Ferme* ‘confirmation’ hat nichts im Abschnitt *Concorde* (p. 294s.) zu suchen, wo Bezeichnungen, die alle ‘accord’, ‘s'accorder’, bedeuten, zusammengestellt sind, sondern gehört zu *Preuve – Attestation* (p. 49ss.). Unverständlich ist auch, weshalb *esgart* ‘délibération, décision’ (p. 169) im Abschnitt *Jugement – Condamnation* aufgeführt worden ist, während *esgarder* ‘porter un jugement’, *reswarder* ‘décider’ und weitere Bezeichnungen mit der gleichen Bedeutung unter *Opérations de la volonté: décision* (p. 65s.) ihren Platz gefunden haben. Andererseits wäre es wünschenswert gewesen, wenn das umfangreiche Kapitel der juridischen Fachausrücke etwas stärker gegliedert worden wäre. So vermißt man etwa einen Abschnitt *Instruction judiciaire*, zu dem sich Materialien unter *Jugement – Condamnation* (p. 167), aber auch anderswo (p. 48) finden.

Bekanntlich rechtfertigt Morlet die Wiederaufnahme der Arbeit von Runkewitz u.a. durch die Schwächen, die diese im Bereich der Definitionen aufweist. In der Tat zeigt sich M. im ganzen sicherer beim Definieren, was schon daraus hervorgeht, daß eine ganze Anzahl von fehlerhaften Definitionen bei R. in M.s Arbeit eine Korrektur erfährt. Fälle dieser Art sind jedoch nicht leicht aufzufinden, da M. im Materialteil ihrer Arbeit jeden Hinweis auf R. vermeidet. Zu diesen stillschweigenden Berichtigungen gehören etwa¹: *angeller* ‘subir l'action du froid’ (M., p. 23) statt ‘angler, former des angles’ (R., p. 50), *reversy* ‘barrage établi sur un cours d'eau’ (M., p. 28) statt ‘partie d'une maison ou les champs et prés en derrière(?)’ (R., p. 179), *saichiere* ‘barrage sur une rivière’ (M., p. 28) wird R., p. 192 unter den unklaren Wörtern aufgeführt, *desiré* ‘brisé, en ruine’ (M., p. 29) statt ‘vermoulu’ (R., p. 49), *courre* ‘noisetier’ (M., p. 31) statt ‘chasse par grandes battues, traque’ (R., p. 45), *vestiaire* pl., ‘entretien, habillement’ (M., p. 45; besser noch ‘dépenses vestimentaires’) statt ‘juridiction d'un abbé’ (R., p. 135), *debatre* ‘contester’ (M., p. 53) statt ‘soutenir’ (R., p. 31), *démentir* ‘désavouer, contester l'action de qn’ (M., p. 53) statt ‘calomnier, médire’ (R., p. 98), *collacion* ‘action de comparer la copie d'un texte sur l'original...’ (M., p. 54) statt ‘conférence, entretien’ (R., p. 36). Es ist natürlich zu berücksichtigen, daß Runkewitz neben mangelnder Vertrautheit mit der altfranzösischen Urkundensprache noch nicht oder nur teilweise über die Hilfsmittel verfügte, die uns heute bei der Wortidentifizierung zu Gebote stehen, wobei wir speziell an das *FEW* denken, das die Einordnung des Einzelwortes in einen weiteren bezeichnungsgeschichtlichen Rahmen erheblich erleichtert und damit Fehlinterpretationen weniger wahrscheinlich macht.

Definiert Morlet im allgemeinen recht sicher, so sind doch auch bei ihr vereinzelt zweifelhafte oder unzutreffende Bedeutungsangaben festzustellen. So stellt sich etwa die Frage, ob *saulsoir* m. (p. 31) mit ‘osier’ tatsächlich zufriedenstellend definiert ist. Steht *saulsoir* nicht vielmehr für *saulsoi* ‘plantation de saules’ (cf. *FEW 11*, 102a s. *SALIX*)? – Im Falle *aboquillé* ‘couvert de buissons épineux’ (p. 32), unter dem auch *emboquillé* ‘id.’ aufgeführt wird, ist die Bedeutung zu eng gefaßt worden. Sie trifft wohl zu für den Ausdruck *aboquillé d'espines*. Die beiden Belege für *emboquillé* («...certains jardins et prés...lesquelz de présent sont tous enboquilléz» und «... tant est le pays ... emboquillé de bois») lassen jedoch erkennen, daß *aboquillé* und *emboquillé* für sich genommen ‘boisé, couvert de bois’ bedeuten. – Daß *retailliéz* (in «...trois corvéez de cheruez, c'est assavoir une en mars, une en verseinnes et l'autre à retailliéz» p. 33) ‘période où l'on taille de nouveau les arbres’ bedeuten soll, ist nicht gut möglich. In diesem Falle hätte man doch wohl eine Präzisierung dessen, was zu einem

¹ Hier und im folgenden stützen sich unsere Einzelbemerkungen in der Hauptsache auf die Durchsicht der ersten 40 Seiten des Materialteils.

bestimmten Zeitpunkt geschnitten wird, erwarten dürfen. Im übrigen scheint die Form *retaillez* selbst eher *retailliez* (pl. zu *retaille* ‘action, fait de...’) gelesen werden zu müssen. Wie dem auch sei, bedeutungsmäßig ist sie sicherlich – der Zusammenhang deutet darauf hin – mit Gondécourt *ɔrtalie* ‘labourer profondément, pour la dernière fois avant l’hiver’, Charleville *retailler* ‘donner un second labour’ (1796) in Verbindung zu bringen (*FEW 13/1*, 47a s. TALIARE). *Mars, verseinnes* und *retailliez* bezeichnen hier also nicht irgendwelche Abschnitte im landwirtschaftlichen Kalender, sondern bestimmen, bei welchen speziellen Gelegenheiten Pflügedienste zu leisten sind. – Daß *sourpoys* (in «avons otroiey et otroions audiz habitans... que il puissent vendre le sourpoys et la despoille de tout le boys...» p. 33) nicht ‘arbre provenant de la coupe’ bedeuten kann, geht schon aus dem Belegzitat hervor. Nach diesem zu urteilen, muß *sourpoys* etwas sein, auf das der Seigneur keinen Anspruch erhebt. Gdf. 7, 537c definiert *sourpois* usw. mit ‘fruits de la terre (?)’, zweifelt aber selbst an der Richtigkeit seiner Definition; zu Recht, denn *sourpois* wird nur in Verbindung mit dem Wald gebraucht, was auch seine Beispiele zeigen. Du Cange 7, 668c wird dagegen das Richtige getroffen haben, wenn er *sourpois* bzw. das entsprechende mlat. *superpositum nemoris* mit ‘virgulta, caedua’ wiedergibt. – Ein ebenfalls p. 33 aufgeführtes *despouille* definiert Morlet mit ‘coupe de bois’, wobei wir uns über die Zulässigkeit dieser Definition nicht aussprechen wollen, weil von den drei genannten Belegen nur einer effektiv zitiert wird und dieser keine eindeutige Entscheidung zuläßt. Als sicher darf aber gelten, daß das im obigen Beleg neben *sourpoys* vorkommende *despouille* nicht für ‘coupe de bois’ steht. Was es hier tatsächlich bedeuten könnte, zeigen neuere Dialektbelege, die für verschiedene Gegenden der Gallo-romania die Existenz des Typus *dépouille* in der Bed. ‘branches entassées après une coupe en forêt’ bzw. ‘branchage d’un arbre abattu’ bezeugen (cf. *FEW 12*, 202a s. SPOLIARE). – *Fliche* ‘quartier de viande’ (p. 44, ohne Zitat) ist treffender mit ‘flèche de lard’ definiert, wie der bei Runkewitz (p. 125) zitierte Textzusammenhang zeigt. – Bei *filleir* (in «le filleir de lainne...» und «le filleir de chanve et de lin...» p. 45), das Morlet mit ‘tissu de laine, de lin, de chanvre’ definiert, handelt es sich vielmehr um einen substantivierten Infinitiv in der Bedeutung ‘action, fait de filer’. – Für *recoler* (in «...recoler ce qui fut avisé par Loys de Cepoy» p. 54s.), das Morlet mit ‘vérifier, faire lecture à des témoins de leurs propres déclarations...’ wieder gibt, dürfte nur der erste Teil der Definition zutreffen, wie auch die Verwendung des darauf folgenden *recolement* (in «...recolement de la valeur de la terre de la dite conté...») zeigt. *Récoler* mit einem Personalobjekt (*un témoin*), worauf sich der zweite Teil der Definition bezieht, ist erst seit Estienne 1538 belegt (*FEW 10*, 158b s. RECOLERE).

Hier sollen gleich noch ein paar weitere Beanstandungen bzw. Korrekturen angebracht werden, bevor wir uns mit dem Wert von Morlets Arbeit für die französische Lexikologie befassen. So fällt auf, daß lexikologisch wichtige Materialien in Einzelfällen nicht erfaßt worden sind. Folgende Wörter etwa, die uns in Textzitaten unter anderen Lemmata begegnen sind, werden nicht gesondert aufgeführt: p. 32 wird s. *aboquillé* der Passus «...tant est le pays peuplé et emboillé de bois» (1459) zitiert, dessen *estre peuplé de bois* eine gesonderte Nennung verdient hätte, da *peupler* in dieser übertragenen Verwendung vor dem 16. Jh. nur ganz vereinzelt belegt ist (*FEW 9*, 179a s. PÖPULUS). – p. 44 findet sich s. *sayn* das Belegzitat «...ou d'autre quelconque piece de bravaige, que ce soit d'oyle, de l'arme de sayn» (1408), in dem *arme* unsere Beachtung verdient, um so mehr als es auch nicht als Stichwort aufgeführt worden ist. Morlet wird auf eine Erwähnung von *arme* verzichtet haben, weil ihr offenbar seine Bedeutung nicht klar war. Dabei hatte bereits Runkewitz (p. 5) eine Interpretation versucht, indem er *de larme de sayn* las und *larme* im Anschluß an Gdf. 10, 65a mit ‘liqueur’ definierte. Nur was hätte dann *sayn* sein sollen, das Morlet zweifellos zu Recht mit ‘saindoux’ definiert hat. Der ganze Passus bekommt aber erst dann Sinn, wenn

wir nicht nur *l'arme* als *larme* lesen, sondern auch nach *larme* ein Komma setzen. Was nun die Bedeutung von *larme* angeht, so ist daran zu denken, daß in den wallonischen Mundarten (bis hinab in die Ardennen) noch heute mit dem Worttypus *larme* der Honig bezeichnet wird (cf. *FEW* 5, 120b/121a s. *LACRIMA*, wo unser Beleg nachzutragen ist). Zu dieser nordostfranzösischen Bezeichnungszone gehört auch der Beleg von 1408 aus dem Gebiet des heutigen Departement Ardennes. – Eine gesonderte Erwähnung hätte auch ein *piece* verdient, das im gleichen Beleg wie *l'arme* s. *sayn* vorkommt. Soweit der zitierte Textzusammenhang eine Beurteilung zuläßt, scheint *piece* hier die Bedeutung ‘barrique, tonneau’ zu haben, für die bisher aus alt- und mittelfranzösischer Zeit nur wenige Belege bekannt sind (cf. *FEW* 8, 340a s. **PETTIA*). Am Rande sei bemerkt, daß das Datum des im *FEW* für *piece* ‘barrique, tonneau’ zitierten Erstbelegs (1322) nicht zutrifft, sondern vielmehr 1260 lauten muß, wie in der Quelle (R. 169) nachzulesen ist. Auch dieser Beleg fehlt übrigens bei Morlet. – Schließlich sei in diesem Zusammenhang auch noch ein *orve* in «...ung watel de l'*orve* d'un quartel fronment» (1446) erwähnt, das p. 44 s. *watel* vorkommt. Dieser Beleg ist insofern wichtig, als *orve* ‘fleur de farine’ in älterer Zeit erst ein einziges Mal festgestellt werden konnte (achamp. 1431, *FEW* 14, 16b s. *ULWO*-). Solche im Grunde bedauerlichen Unterlassungen hätten vermieden werden können, wenn sich Morlet mehr am *FEW* orientiert hätte, das ja in ihrer Bibliographie (p. 420) genannt wird. Daß man bei der Darstellung des in umfangreichen Kartularien vorkommenden Wortschatzes selektiv vorgeht, ist an sich richtig; nur müssen die Kriterien so gewählt werden, daß nicht auch das lexikologisch Wertvolle dabei mit unter den Tisch fällt. – Daß ein *tesmoingnange*, das Morlet s. *tesmoingnance* (p. 51) aufführt, für dieses steht, ist keineswegs sicher; zumindest mit dem gleichen Recht kann diese (verschriebene) Form auch für *tesmoingnage* in Anspruch genommen werden. – Endlich sei noch auf einige Druckfehler aufmerksam gemacht: p. 10, Z. 4 lies *sud-est* statt *sud-ouest*; p. 11, Z. 4 von unten lies *ouest* statt *est*; p. 12, Z. 6 lies *nord-ouest* statt *Nord-Est*; p. 12, Z. 3 von unten lies *Leipziger romanistische Studien* statt *Leipzig Studen*; p. 31, Z. 11 von unten lies *rappes* statt *rappe*; p. 40, Z. 11 lies *fusse* statt *fuse*; p. 41, Z. 12 von unten lies R. IV, (1398), 268, 3 statt R. IV, (268), 3; p. 45, Z. 14 von unten lies *deschaint* statt *deschain*; p. 54, Z. 1 lies *congoitre* statt *congoitre*; p. 293, Z. 2 von unten lies *causer un dommage* statt *cause un dommage*.

M. hat ihre Arbeit offenbar bewußt als Sammlung lexikalischer Rohmaterialien konzipiert. Nur so läßt sich erklären, daß jede Bezugnahme auf andere lexikologische Werke – etwa auf das *FEW* – fehlt. Will man sich also Klarheit über den Wert dieser Wortsammlung für die französische Lexikologie verschaffen, so muß man in jedem einzelnen Falle erst einmal die bereits bekannten Daten, wie sie sich etwa im *FEW* zusammengestellt finden, zum Vergleich heranziehen. Da es nicht Sache einer Rezension sein kann, eine umfassende Auswertung der in dieser Arbeit enthaltenen Materialien in Angriff zu nehmen, beschränken wir uns hierbei wiederum auf die ersten 40 Seiten des Materialteils, wobei alles unerwähnt bleibt, was bereits auf Grund der Arbeit von Runkewitz Eingang ins *FEW* gefunden hat.

Wie es nicht anders zu erwarten ist bei einem so reichhaltigen Material, liefert Morlets Arbeit eine ganze Anzahl von neuen Erstbelegen, so z. B.: Mfr. *fossetel* ‘petit fossé’ (erstmals 1362, *FEW* 3, 739a s. *FOSSA*) bereits für 1324 nach p. 24. – Mfr. *flue* ‘écoulement (d'eau)’ (Ende 14. Jh., *FEW* 3, 642a s. *FLUERE*) bereits für 1284 nach p. 25. – Mfr. *ratelier* ‘barrage en forme de grille placé au travers d'une rivière’ (norm. 1493, *FEW* 10, 96a s. *RASTELLUS*) bereits für 1300 (*retelier*) nach p. 28. Dieser Beleg bestätigt übrigens die im *FEW* 10, 98a N 15 auf Grund von schweizd. *retteli* ‘id.’ (16. Jh., < gallorom.) geäußerte Vermutung, fr. *râtelier* in dieser Bedeutung müsse weiter verbreitet gewesen sein. – Mfr. *pouer* ‘tailler (les arbres)’ (erstmals frcomt. 1566, *FEW* 9, 621a s. *PUTARE*) bereits für 1364 nach p. 32.

Wichtiger als diese Vordatierung ist die Tatsache, daß dieser Beleg das, was man bislang über die Verbreitung von *PUTARE* innerhalb der Galloromania wußte (nur occit. und frpr.), in Frage stellt. – Wallon. *naye* ‘limite (d'une coupe de bois, etc.)’ (erstmals 1536, *FEW* 16, 593a s. *NAET*) bereits für 1410/13 nach p. 32. Dieser Beleg erlaubt zugleich, das Verbreitungsgebiet des Wortes zu erweitern, da die bisher bekannten Belege alle aus dem Wallonischen stammen. – Mfr. *estalon* ‘baliveau de l'âge de la dernière coupe’ (erstmals 1340, *FEW* 17, 211a s. **STALO*) bereits für 1304 nach p. 33. – Mfr. *convalescence* ‘bonne santé’ (erstmals 1532, *FEW* 2, 1126a s. *CONVALESCERE*) bereits für 1421 nach p. 41. – Mfr. nfr. *entretènement* ‘action de pourvoir aux dépenses, entretien, subsistance’ (erstmals ca. 1450, *FEW* 13/1, 213b s. *TENERE*) bereits für 1435 nach p. 43. – Mfr. *ostencion* ‘examen, inspection’ (1403, *FEW* 7, 435b s. *OSTENDERE*) bereits für 1395 nach p. 46. – Afr. mfr. *apprise* ‘enquête judiciaire’ (erstmals ca. 1285, *FEW* 25, 50a s. *APPREHENDERE*) bereits für 1273 (*aprinsē*) nach p. 48. Die hier genannten neuen Erstbelege, die aus einem Bruchteil des publizierten Materials stammen, lassen den berechtigten Schluß zu, daß bei genauer Durchsicht des Gesamtwerkes noch viele weitere Vordatierungen zu Tage gefördert werden können.

Unter morphologischen Gesichtspunkten sind u.a. die folgenden Wortformen von Interesse: Die Ableitung *viveruel* ‘petit étang’ (1439, p. 27) von *vivier* war bisher nicht bekannt (cf. *FEW* 14, 574a s. *VIVARIUM*). – Mfr. *archie* ‘digue en clayonnage pour retenir le poisson’ (1439, p. 28) gehört zu den Bezeichnungen unter der Rubrik «Art Flußverbau» im *FEW*-Artikel *ARCA* (*FEW* 1, 126b/127a), wo es jedoch noch fehlt. – Bei mfr. *pescheron* ‘petite perche’ und *roceron* ‘petite roche’ (beide 1400, p. 37) handelt es sich um bisher noch nicht belegte Diminutive von *perche* (s. *FEW* 8, 216b s. *PERCA*) bzw. *roc(h)e* (s. *FEW* 10, 510a s. *ROTTA*). – Beachtenswert ist das Kompositum *vervins* (sic!) ‘piquette’ (1408, p. 45, ohne Textzitat), das eher mit *vair* als mit *vert* gebildet sein dürfte (s. *FEW* 14, 185a s. *VARIUS*). – Ein *appensent* m. ‘réflexion...’ in «...confessa de son appensent...» (1346, p. 48) war bisher nicht bekannt, könnte aber auch verschrieben ein für afr. mfr. *ap(p)ensement* ‘action de réfléchir’, das seinerseits gut belegt ist (*FEW* 8, 197a s. *PENSARE*). – An dieser Stelle soll auch auf zwei bisher nicht bekannte Formenvarianten aufmerksam gemacht werden: *merliere* ‘marnière’ (1459, p. 25), das aus dem zwischen dem 13. und 18. Jh. weitverbreiteten *marlière* (*FEW* 6/1, 331a s. *MARGILA*) hervorgegangen ist, und *fraperie* ‘habits usagés que l'on revend d'occasion’ (1448, p. 45), das zu sonst üblichem *friperie* (auch *freperie*) gehört (*FEW* 3, 396a s. *FALUPPA*). – Unerwähnt bleibt im *FEW* auch die graphische Variante *dighe* (1422, p. 27) von *digue*, das in letzterer Form erst seit 1460 belegt ist (*FEW* 15/2, 60b s. *DIJC*). – Einen Hinweis verdient vielleicht auch die Redewendung *il est voix que...* ‘il est de notoriété publique’ (1395, p. 59, aber s. *renommée* bereits für 1342), die im *FEW* 14, 638 s. *vox* nicht berücksichtigt worden ist.

Ferner sind wir bei der Durchsicht der ersten 40 Seiten auf eine Anzahl Wörter in Bedeutungen gestoßen, die im *FEW* noch nicht verzeichnet sind. Fälle dieser Art sind etwa *sordis* (de la fontaine) pl. in der Bed. ‘eau qui jaillit de terre’ (1332, p. 25) zu *FEW* 12, 460a s. *SURGERE*, *repeupler* in der Bedeutung ‘garnir d'arbres’ (1284, p. 32) zu *FEW* 9, 179b s. *PÖPULUS*, *escroistre* (in «un grant chemin...lequel est ja si *escru* de bois que on n'y puet à present aler») in der Bedeutung ‘couvrir, envahir’ (1400, p. 32) zu *FEW* 2, 1327a/b s. *CRESER*, *tonssure* in der Bedeutung ‘action de couper (du bois)’ (1459, p. 32) zu *FEW* 13/2, 32a s. *TONSURA*, *fame* in der Bed. ‘rumeur publique’ (1395, p. 59) zu *FEW* 3, 405b s. *FAMA*.

Daß einige Belege neue wort- und speziell verbreitungsgeschichtliche Einsichten gestatten, haben wir bereits weiter oben an Hand von *retelier*, *pouer*, *naye* gesehen. Hier soll noch auf zwei weitere Fälle aufmerksam gemacht werden, deren Verbreitungsgeschichte durch Morlets Arbeit ebenfalls eine wertvolle Ergänzung erfährt. Auf Grund des bisher bekannten

Belegmaterials war man der Meinung, daß die Verbreitung von *conseel* ‘mêteil’ innerhalb des französischen Sprachgebietes auf die Bourgogne, die Franche-Comté und das südliche Lothringen beschränkt sei (*FEW* 2, 1061 a s. *CONSECALIUM). Nun zeigt Morlet, p. 34s. gleich mit drei Belegen (*consel*, *conseil*, *consyaulz*) aus der nördlichen Champagne, die z. T. sogar noch älter sind als die schon bekannten, daß dieser Bezeichnungstypus offensichtlich viel weiter nach Norden reicht, als man ursprünglich geglaubt hatte. – Abschließend sei noch auf ein *rayere* ‘conduit qui amène l’eau sur la roue d’un moulin’ hingewiesen, für das bisher nur zwei Belege für die Zeit vor 1500 bekannt waren, und zwar beide aus altpikardischen Sprachdenkmälern: *rahiere* (1272), *rayere* (1430, *FEW* 10, 23a s. RADIUS). Daß dieses regional begrenzte Vorkommen der Belege nicht die effektive Verbreitung des Wortes widerspiegelt, sondern nur Ausdruck eines unzureichenden Belegmaterials ist, geht jetzt aus zwei Belegen hervor, die Morlet, p. 27 für *raiere* (1273 und 1319) liefert.

Diese Auswahl von lexikologisch relevanten Belegen von den ersten 40 Seiten zeigt bereits zur Genüge, welcher Wert den Erhebungen von Morlet für die französische Lexikologie zukommt, und das, obwohl die Arbeit z. T. schon von Runkewitz gemacht worden ist. Einmal mehr wird deutlich, daß der Wortschatz des nichtliterarischen Schrifttums des Mittelalters noch nicht genügend von der französischen Lexikologie erfaßt worden ist, wofür der Grund vor allem im weitgehenden Fehlen von entsprechenden Untersuchungen zu suchen ist. Es ist daher nur zu wünschen, daß das in nichtliterarischen Texten auch anderer Landschaften enthaltene Wortmaterial in absehbarer Zeit eine ebenso umfassende Darstellung findet, wie das in Morlets Arbeit für die nördliche Champagne der Fall ist, damit die französische Lexikologie mehr als bisher Nutzen auch aus diesen Quellen ziehen kann.

Otto Jänicke



PIERRE RUELLE, *Les noms de veines de charbon dans le Borinage (XVe–XXe s.)*, Liège (George Michiels) 1970, 116 p. (*Mémoires de la Commission royale de Toponymie et de Dialectologie [Section wallonne]* 14).

Die dem Andenken an Elisée Legros gewidmete Arbeit, dessen Beratung sie noch erfuhr, behandelt die Namen der Kohlenflöze des Borinage¹. Dieses südwestlich Mons gelegene Bergbaugebiet weist ein reiches unterirdisches Namengut auf, besonders wenn man es mit den benachbarten Revieren vergleicht (Nordfrankreich, Lüttich, Ruhr). Das liegt z. T. an der Anzahl der Kohleader, z. T. aber daran, daß ein Flöz mehrere Namen tragen konnte. Mit den historischen Grenzen wechselten nämlich die Pächter und damit die Benennungen. Außerdem machten oft geologische Bedingungen oder ein Absinken unter die Abbaugrenze von 80 m Tiefe die Identifizierung einer Ader mit ihrer Fortsetzung unmöglich. Ferner konnten die verschiedenen Schichten einer *veine de charbon* getrennt bezeichnet werden. Und schließlich wurden Namen aus nicht mehr erkennbaren Gründen geändert.

Die meisten Toponyme bringen eine Eigenschaft des Flözes zum Ausdruck. Auch die Personennamen sind reichlich vertreten. Mehrere von ihnen weisen nach Lüttich, woher im 15.-16. Jh. Konzessionäre kamen. Während einige Flurnamen von der Oberfläche

¹ Einen Überblick gab RUELLE schon in *10. Internationaler Kongreß für Namensforschung, Wien 8.–13. IX. 1969, Abhandlungen, Disputationes ad montium vocabula aliorumque nominum significaciones pertinentes I*, Wien 1969, p. 293–298: *Toponymie souterraine d’un bassin houiller: Les noms de veines de charbon dans le Borinage (XVe–XXe s.)*.

hinunterwanderten, ereignete sich das Umgekehrte weitaus seltener. Die Schöpfungen des 19.–20. Jh. bestehen größtenteils aus Vornamen, Buchstaben oder Zahlen und sind damit philologisch unergiebig.

Die überwiegende Mehrheit der Benennungen (85 %) erscheint zwischen dem 15. und dem 17. Jh. erstmals schriftlich belegt. Da der Beginn der Kohleförderung im Borinage mindestens in das 13., vielleicht sogar in das 11. Jh. zurückreicht, dürfte eine ganze Reihe von ihnen lange vor der frühesten urkundlichen Erwähnung entstanden sein. Hieraus ergibt sich das große Interesse der Arbeit, zumal meines Wissens hier zum erstenmal die *toponymie souterraine* eines Bergbaugebietes der Romania wissenschaftlich untersucht wird.

Den Hauptteil der Publikation nimmt das Wörterbuch ein (p. 22ss.). In alphabetischer Reihenfolge ziehen über dreihundert Namen an uns vorbei, wobei alle Bezeichnungen der gleichen Ader unter einem Stichwort besprochen werden. Verweise sorgen für die Wahrung der alphabetischen Ordnung². Sicher stellen diese Identifikationen das Ergebnis detektivischer Kleinarbeit dar. Die historischen Belege hat Ruelle gedruckten Quellen und handschriftlichen Plänen entnommen. Am weitaus häufigsten benutzt er das zweibändige Werk von Gonzalès Decamps, *Mémoire historique sur l'origine et les développements de l'industrie houillère dans le bassin du Couchant de Mons*, 1880–1889. Man versteht, daß der Verfasser die äußerst zeitraubende Archivarbeit nicht wiederholen konnte, zumal das Staatsarchiv in Mons mit dem größten Teil seiner Archivalien 1940 abbrannte. Immerhin hätte man kurze Sondierungen in den Urkunden-Depots von Brüssel, Mons³ und Lille erwarten dürfen. Auch erscheinen die Abschriften von Decamps nicht über jeden Zweifel erhaben – p. 16: *dans un petit nombre de cas, ...il a modernisé la graphie* –, was ein etwas ungutes Gefühl hinterläßt. Die Belege erfüllen übrigens nicht nur eine namentliche Aufgabe, sie erlauben es auch, eine Anzahl von erst seit dem 19.–20. Jh. bekannten Dialektwörtern um Jahrhunderte vorzudatieren, z. B. *besier* (1699), *clau* (1529), *clayau* (1503), *crachet* (1518), *frion* (1590) usw. Leider vermißt man die Mundartformen. Ruelle rechtfertigt die Auslassung mit dem Hinweis, daß das *boraïn* sich nur durch einige wohlbekannte phonetische Züge von der Schriftsprache unterscheide (p. 22). Mit einer ähnlichen Begründung hätte er auch die historischen Belege weglassen können, denn sie sind oft nur graphische Varianten des Stichworts und manchmal nicht einmal das. Und doch gehört beides – Urkundenformen und Mundartform – zum Gesamtbild, das die Forschung benötigt, um sich ein eigenes Urteil erlauben zu können. So erfahren wir also nicht, welche Namen noch in der mündlichen Tradition leben; ebenso fehlen möglicherweise Bezeichnungen, die vielleicht nur im Volksmund existieren, in den herangezogenen Quellen aber zufällig nicht auftauchen. Auch eine Befragung zur Beschaffenheit der Kohlenflöze scheint nicht durchgeführt worden zu sein. Eine solche doppelte Enquête hätte manchen der Etymologien aber ein sichereres Fundament gegeben. Zudem wäre der Verfasser als ausgezeichneter Kenner des *boraïn* hierzu bestens vorbereitet gewesen⁴. Obwohl die letzte Grube 1967 schließen mußte, dürften doch wohl noch genügend fachkundige Bergleute zu finden sein.

Für das Fehlen der Dialekttaussprache werden wir wieder ein wenig entschädigt durch das Anführen selbst aufgenommener Appellative, Flurnamen und Personennamen. Überhaupt

² Die Verweise hätten etwas sorgfältiger gehandhabt werden sollen. Gelegentlich wird sogar auf nicht existierende Artikel verwiesen, so auf *Chat* (p. 23), *Rieu du Cœur* (p. 37).

³ Hier exzerpierte Ruelle die erwähnten Karten.

⁴ Cf. sein Wörterbuch *Le vocabulaire professionnel du houilleur boraïn, étude dialectologique*, Bruxelles 1953 (*Académie royale de Langue et de Littérature françaises de Belgique*). Dazu WALTHER von WARTBURG, HANS-ERICH KELLER, ROBERT GEULJANS, *Bibliographie des dictionnaires patois galloromans (1550–1967)*, Genève 1969, p. 106. – Eine Ausnahme bildet der Artikel *Chevalière*.

hat sich Ruelle die Aufgabe der Deutung nicht leicht gemacht. Seine Etymologien stützen sich auf das *FEW* und andere dialektologische Werke, berücksichtigen die lokale Phonetik und beachten die Ergebnisse der historischen Forschung im Hennegau ebenso wie Urkundenbücher. Bei Personennamen wird die belgische und die französische Literatur herangezogen, dazu entnimmt er dem Telephonbuch die einheimischen Familiennamen⁵. So gelingt es dem Autor in zahlreichen Fällen, über den bisherigen Kenntnisstand hinauszugelangen. Er ergänzt und verbessert das *FEW* an mehr als einer Stelle. Besonders reich in dieser Hinsicht ist der Artikel *Raton*. Unter *Herlem* schlägt er eine neue, recht einleuchtende Etymologie für Mons *herlem* ‘cri de fraye’⁶, liég. *hèrlème* ‘querelle’ usw. vor. Zur Diskussion über Orts- und Personennamen trägt das Werk ebenfalls Neues bei, allerdings in geringerem Umfang. Mehrere Deutungen sind aus Decamps übernommen. Manches kann natürlich nicht oder nicht endgültig geklärt werden. Niemand, der auf namenkundlichem Gebiet gearbeitet hat, wird dem Verfasser deshalb einen Vorwurf machen.

Ein paar Einzelbemerkungen:

p. 24: *Andrieux*. Die Belege lauten meist *Andry*. *Andrix* für *Andriu(s)*, *Andrieu(s)* findet sich auch bei Charles Théodore Gossen, *Grammaire de l'ancien picard*, Paris 1970, p. 56. Die Vermutung liegt nahe, daß *Andry* die bodenständige Entwicklung von *Andrieux* repräsentiert, zumal *Andry* sich als Familiennname noch öfter in der Gegend von Mons findet. Cf. noch die Karte bei Gossen, *op. cit.*, p. 79. – *Angleuse*. Der Suffixwechsel *Anglure* > *Angleuse* bleibt unerklärt. Da man manche Personennamen mit Hilfe von *-ette* in Flöznamen verwandelte, handelt es sich hier wohl um einen ähnlichen Vorgang.

p. 25: *Auflette*. Die Belege bieten meist *Wauflette* u.ä. (ab 1545). Somit liegt ein älterer Entwicklungsstand des bor. *auflète* ‘gaufrette’ vor, das früher mit *w-* anlautete.

p. 36–37: *Caufournoise*. Ein Hinweis auf bor. *caufoués* ‘... schistes charbonneux d'un pouvoir calorifique très faible’ (Ruelle, *Vocabulaire*, p. 47) wäre angebracht gewesen.

p. 66: *Herloupe*. Der germ. Personename *Herilo* stammt aus dem *Liber Memorialis Romaricensis*. In der Neuausgabe, die Ruelle freilich nicht mehr benutzen konnte, steht nun *Herilon*⁶.

p. 87: *Parcoureuses*. Eine Erklärung der vier zitierten Namen fehlt.

p. 94–95: *Pouilleuse*. Das hier substantivierte Adjektiv erscheint in zahlreichen französischen Flurnamen, ursprünglich meist zur Charakterisierung von zurückgebliebenem Baumwuchs (z.B. *Buisson Pouilleux*, *Noyer Pouilleux*, *Fol Pouilleux*), aber auch zur Kennzeichnung ärmlichen Ackerbodens (*Pouilleux*, ausdrücklich bezeugt als ‘mauvais terrain’) und als Übername von Personen (*Champ le Pouilleux*; 1265 *Champ au Pouilleux*)⁷.

Übrigens schrieb Ruelle 1953 in seinem *Vocabulaire*, p. XXII: «Certains charbonnages du Couchant de Mons conservent, paraît-il, des archives anciennes». Um so überraschter

⁵ Die Familiennamen-Wörterbücher Walloniens und des Pas-de-Calais sind allerdings nicht benutzt. Cf. OMER JODOGNE, *Répertoire belge des noms de famille*, Bruxelles 1956ss.; R. BOYEN-VAL, R. BERGER, P. BOUGARD, *Répertoire des noms de famille du Pas-de-Calais en 1820*, Arras 1960–1962.

⁶ *Liber Memorialis von Remiremont*, ed. EDUARD HLAWITSCHKA, KARL SCHMID, GERD TELLENBACH, 1. Teil: Textband, Dublin-Zürich 1970, p. 16 (*MGH, Libri Memorialia I*).

⁷ *Toponomastique de la région de Sens*, in: *Bulletin de la Société archéologique de Sens* 41 (1939/40), 36, 207 (hier falsche Erklärung); PAUL ALEX, *Le patois de Naisey (canton de Roulans, arrondissement de Besançon)*, Paris 1965, p. 298 (falsche Erklärung); HIPPOLYTE L. FOISSEY, *Histoire de Crêancey*, Chaumont 1925, p. 203; MAXIME SOUPLET, *Montplonne*, Verdun 1963, p. 49; EUGÈNE HUMBLOT, *Châteauvillain*, Chaumont 1931, p. 107.

liest man nun: «Lorsque les diverses sociétés houillères du Borinage se sont dissoutes pour permettre la création, le 29 décembre 1959, d'une société unique chargée de leur liquidation et portant le nom de «Charbonnages du Borinage», elles ont détruit une grande partie de leurs archives» (p. 18). Wurde nicht dafür Sorge getragen, die Papiere in ein öffentliches Archiv zu übernehmen?

Doch zurück zur vorliegenden Studie. Ihr Verdienst ist es, ein interessantes Namenmaterial aus schwer zugänglichen Quellen zusammengetragen und sorgfältig gedeutet zu haben. Eine ergänzende mündliche Enquête hätte dieses Verdienst allerdings erhöht.

Wulf Müller



GEORGES GOUGENHEIM, *Etudes de grammaire et de vocabulaire français, réunies sur l'initiative de ses collègues et amis pour son soixante-dixième anniversaire*, Paris (Picard) 1970.

L'héritage scientifique de Georges Gougenheim est à la fois vaste et dispersé: à côté de ses thèses de doctorat¹ et de quelques ouvrages devenus classiques², il se compose essentiellement de très nombreux articles publiés dans des revues ou des volumes de mélanges parfois difficilement accessibles. Il faut donc être reconnaissant aux éditeurs du présent volume, qui réunit une cinquantaine d'études du maître récemment décédé et constitue, en quelque sorte, son testament scientifique.

Ces études, qui s'échelonnent sur trente-cinq ans, de 1933 à 1968³, sont groupées en deux grandes sections, intitulées respectivement «Grammaire» et «Vocabulaire». Mais ces titres généraux recouvrent en fait une grande diversité de sujets et d'intérêts.

La partie consacrée à la grammaire s'ouvre par deux articles théoriques. Dans le premier⁴, Gougenheim part d'une comparaison entre la syntaxe latine et la syntaxe française pour établir la distinction entre ce qu'il appelle, d'une part, la grammaire des fonctions et, d'autre part, la grammaire structurale. Il montre que, si les fonctions syntaxiques (sujet, objet, détermination, qualification) sont les mêmes dans les deux langues, la structure de la phrase est totalement différente: à l'indépendance des éléments en latin s'oppose en français leur polarisation autour du nom et du verbe. Le second article⁵ étudie la non-coïncidence des formes et des fonctions, tout en montrant que celles-ci sont susceptibles d'une définition grammaticale, qu'elles «s'exercent à l'intérieur d'un cadre morphologique» et que «tenter de les soustraire à ce cadre, c'est abandonner le terrain de la grammaire pour entrer dans celui du vague, de l'incertain, de l'arbitraire» (p. 14).

Suit une série d'études sur des problèmes particulières de grammaire française. Les plus intéressantes et les plus riches sans doute sont celles qui concernent les prépositions, terrain

¹ *Etude sur les périphrases verbales de la langue française et La langue populaire dans le premier quart du XIX^e siècle d'après le «Petit dictionnaire du peuple» de J.-C.-L.-P. Desgranges*, parues toutes deux en 1929.

² Tels que *Système grammatical de la langue française* (1938) ou *Grammaire de la langue française du seizième siècle* (1951).

³ On regrettera que les éditeurs n'aient pas daté les articles (il faut chercher leur date dans la bibliographie en fin de volume) et qu'ils n'aient pas mieux respecté la chronologie à l'intérieur de chaque subdivision du recueil: il eût été plus facile ainsi de suivre la pensée de l'auteur.

⁴ *Grammaire des fonctions et grammaire structurale* (1966), p. 3–9.

⁵ *Morphologie et fonctions grammaticales* (1959), p. 10–18.

aussi mal exploré que plein d'embûches⁶. Gougenheim pose au départ une distinction entre ce qu'il appelle «la valeur intrinsèque» et «la valeur fonctionnelle» d'une préposition, et que d'autres appelleraient «le sens» et «les effets de sens». Les valeurs fonctionnelles sont multiples: ainsi *par* «marque le passage, le mobile, le moyen», mais introduit aussi l'agent du passif; il n'empêche que sa valeur intrinsèque est bien de marquer le moyen, et que toutes ses valeurs fonctionnelles peuvent se réduire à ce dénominateur commun (p. 23). On peut ainsi, en étudiant l'ensemble des emplois particuliers d'une préposition, déterminer en quelque sorte le centre d'où ces emplois rayonnent. Par exemple, la valeur intrinsèque de *dans* sera de marquer «un rapport d'intérieurité», alors que *sur* marquera «un rapport de superposition». En d'autres termes, «*dans* est la préposition de l'espace à trois dimensions appréhendé non comme une surface, mais avec tout ce qui le remplit»; par opposition, «*sur* est la préposition de l'espace à deux dimensions, vu dans sa nudité, et non pas seulement comme une surface horizontale; c'est la préposition de l'adhérence» (p. 53). Quant à la préposition *en*, malgré les servitudes grammaticales qui en limitent l'emploi et obligent à la suppléer, dans certains contextes, par *à* ou *dans*, elle n'en a pas moins conservé une valeur intrinsèque: ne s'appliquant qu'incidemment à l'espace, elle «traduit la tendance à l'identité, à la prise de possession par la dedans» (p. 65).

Dans ces conditions, y a-t-il en français des prépositions «vides», c'est-à-dire des prépositions «dont la valeur intrinsèque est tellement diluée qu'on peut dire qu'elle ne se laisse plus percevoir» (p. 23)? La question se pose à propos de *à* et *de*. Au terme d'une démonstration à la fois serrée et amplement documentée, l'auteur conclut que le cas de ces deux prépositions n'est pas identique: «*à* a essentiellement un caractère ponctuel», il «marque que le lieu n'est envisagé que comme un point dans l'espace, sans considération de surface ni de volume», et c'est à «l'idée de ponctualité statique ou dynamique» que se rattachent tous ses emplois en français moderne: «*à* ne saurait donc être considéré comme une préposition vide» (p. 25 et 30). En revanche, une partie seulement des emplois de *de* se rattachent à une valeur intrinsèque: celle-ci «se centre autour des idées d'origine, de point de départ, de prélèvement, de façon partielle d'envisager un objet, de partie» (p. 31). D'autres emplois font de *de* un pur morphème: indice d'infinitif ou de complément déterminatif, «jointure» entre pronom et son épithète (*quoi de neuf, deux de tués*), élément ou substitut d'article (*de l'eau, des amis; je n'ai pas de pain, de bons amis*).

Aux études sur les prépositions se rattache l'article sur les conjonctions de subordination⁷, dont la conclusion distingue deux aspects de *que*: un *que* grammaticalisé, équivalent à la préposition zéro et servant à la formation de locutions conjonctives; et un *que* «marquant une liaison entre propositions ou éléments de proposition» (p. 93). Le premier de ces emplois, qui est de loin le plus fréquent dans la langue écrite, ressortit à ce que Gougenheim appelle «la syntaxe discursive», c'est-à-dire «la syntaxe de la langue considérée comme instrument d'exposition et de démonstration» (p. 77); le second appartient à la «syntaxe libre», qui est essentiellement celle de la langue parlée et n'a pénétré que marginalement dans la langue écrite (cf. Racine «Me voyait-il de l'œil *qu'il* me voit aujourd'hui?»; Molière «Où est-elle *que* je ne la vois point?»).

Dans la plupart de ces études, Gougenheim, tout en distinguant soigneusement état et devenir, ne se contente pas d'une description purement synchronique: curieux aussi bien de

⁶ *Y a-t-il des prépositions vides en français?* (1959), p. 19–39; *L'espace à deux dimensions et l'espace à trois dimensions en français moderne* (1949), p. 40–53; *Valeur fonctionnelle et valeur intrinsèque de la préposition «en» en français moderne* (1950), p. 55–65.

⁷ *Prépositions et conjonctions de subordination en français* (1961), p. 77–93.

l'évolution du système que de son fonctionnement, riche d'une profonde connaissance du passé de la langue, il sait découvrir l'origine des faits grammaticaux du français moderne et montrer à la fois leur continuité et leurs transformations dans le temps. Il part souvent du latin et survole les états successifs du français; mais le latin et, à l'occasion, l'ancien français lui servent plus souvent de réactifs que de sources d'explication. Il indique ainsi que la succession du latin *in* a été recueillie par *dans* et *sur*, alors que *en*, son héritier étymologique, a été confiné dans un domaine marginal; que la notion de direction attachée au latin *ad* n'est plus qu'une «valeur d'emploi» du français à; que le *de* français n'a gardé qu'un seul des emplois caractéristiques du *de* latin, à savoir «celui de la matière dont on parle, [de] la chose dont on s'occupe» (p. 30). Ces échappées sur l'histoire sont complétées par des articles consacrés entièrement à des problèmes historiques: tel celui qui traite de l'emploi des prépositions *en* et *dans* chez Ronsard⁸, et où Gougenheim tente d'expliquer par des raisons tirées de l'état de la langue au XVI^e siècle les hésitations du poète, d'une édition à l'autre de ses œuvres, sur ce point particulier de syntaxe.

Les études grammaticales qui suivent sont groupées sous trois rubriques: «Syntaxe des pronoms», «Syntaxe du verbe» et «Grammaire et stylistique». Nous nous contenterons d'en citer brièvement quelques-unes. Les trois articles consacrés aux pronoms relatifs et interrogatifs⁹ évoquent un problème semblable à celui qui se pose à propos de certaines prépositions, telles que *en* et *dans*: à savoir que la coexistence de deux éléments en principe équivalents et dont l'emploi est lié en partie à des servitudes grammaticales conduit nécessairement à une différenciation sémantique. Ainsi, dans *que voyez-vous?* et *de quoi parlez-vous?* le choix entre *que* et *quoi* est entièrement commandé par la construction. Mais entre *que faire?* et *quoi faire?* la différence n'est pas seulement chronologique, *quoi faire?* appartenant à une couche syntaxique plus ancienne; il y a aussi une différence de sens, la première question pouvant se traduire par «quelle décision prendre?» et la seconde par «à quelle occupation me livrer?».

A propos des temps du verbe, relevons la note sur le monologue de Figaro¹⁰: dans ce récit mis au présent historique, les passages qui sont à un temps du passé, le plus souvent à l'imparfait, «ponctuent chacune des expériences de Figaro», ou plus précisément les «crises de dépression qui suivent et accompagnent chaque échec»; mais «que survienne une lueur d'espoir, aussitôt le présent reparaît» (p. 151–152). L'auteur met cet emploi en parallèle avec «l'imparfait de timidité» (*je voulais vous demander...*) et «l'imparfait hypocoristique», dont on se sert surtout en s'adressant aux enfants (*il faisait de grosses misères à sa maman, le vilain garçon*). Et il conclut que l'imparfait «offre... un moyen de se soustraire à la réalité du présent, soit pour refouler dans le passé des idées déplaisantes, soit pour transporter sa pensée dans un monde qui n'est pas le monde réel» (p. 154).

Au chapitre «Grammaire et stylistique», Gougenheim signale, dans deux articles successifs¹¹, la naissance d'un nouveau moyen de présenter les réflexions intimes des personnages d'un récit: alors que dans la *Princesse de Clèves*, elles sont introduites par le verbe *dire* à l'imparfait et apparaissent ainsi, de manière un peu artificielle, comme un «discours solitaire» (comparable aux monologues de théâtre), dans *Dominique*, l'emploi de la forme réflé-

⁸ *Les prépositions «en» et «dans» dans les premières œuvres de Ronsard* (1946), p. 66–76.

⁹ *Les pronoms interrogatifs «que» et «quoi»* (1949), p. 108–112; *Animé et inanimé à propos de «qui» interrogatif et relatif prépositionnel* (1950), p. 113–123; *L'emploi des pronoms interrogatifs «que» et «quoi» devant l'infinitif* (1958), p. 124–129.

¹⁰ *La valeur psychologique des temps dans le monologue de Figaro* (1951), p. 149–154.

¹¹ *La présentation du discours direct dans la «Princesse de Clèves» et dans «Dominique»* (1938), p. 196–210; *Du discours solitaire au monologue intérieur* (1947), p. 211–216.

chie *se dire* permet à la fois de garder leur caractère de paroles formulées et de marquer leur intériorité: c'est ce que Gougenheim appelle «le monologue intérieur».

La partie du recueil consacrée au vocabulaire réunit des articles d'étendue et d'intérêt divers: à côté d'études fondamentales, nous y trouvons des contributions mineures à l'étymologie ou à l'histoire de tel mot particulier. Non qu'il n'y ait rien à apprendre dans ces dernières: la documentation y est toujours abondante et la méthode exemplaire. L'intérêt de Gougenheim se porte surtout du côté sémantique: et c'est avec grande finesse qu'il analyse par exemple l'histoire des termes désignant un combattant à cheval¹² ou la nuance péjorative qui s'attache, dans un texte médiéval, à l'adjectif *viel* par opposition à *ancien*, neutre ou laudatif¹³. Mais on attribuera une tout autre importance aux quelques articles qui essaient de définir la structure du vocabulaire français dans son état actuel ou quant à ses origines.

Dans la série groupée sous la rubrique «Principes d'étude du vocabulaire», nous retiendrons les deux articles qui développent les notions de fréquence et de disponibilité. Dans l'un d'eux¹⁴, Gougenheim résume les expériences qu'il a faites lors de l'élaboration du «français élémentaire». Il s'est révélé alors que, pour construire un vocabulaire de base, la notion de fréquence était nettement insuffisante: en effet, si les mots grammaticaux et les verbes apparaissaient avec une fréquence sensiblement égale dans l'ensemble des conversations dépouillées, la répartition des noms d'objets dépendait essentiellement du thème de la conversation. Ainsi les mots *gare* et *timbre* ont, dans l'absolu, un faible degré de fréquence, mais ils sont évoqués nécessairement par les thèmes «chemin de fer» et «poste»: ils ont un degré de disponibilité très élevé. Les auteurs du «français élémentaire» ont donc été amenés à inclure dans leur lexique non seulement les mots les plus fréquents, mais aussi les mots les plus disponibles en fonction d'un certain nombre de centres d'intérêt.

A partir de là, Gougenheim a eu l'idée d'appliquer les notions de fréquence et de disponibilité à des recherches historiques¹⁵. Ses constatations rejoignent celles qu'il avait faites à propos du «français élémentaire». Ainsi, du latin classique au français moderne, en passant par l'ancien français représenté par la *Chanson de Roland*, sur les dix verbes les plus fréquents, six restent identiques à la fois étymologiquement et sémantiquement (ce sont: *esse/être*, *facere/faire*, *habere/avoir*, *posse/pouvoir*, *velle/vouloir*, *videre/voir*). En revanche, parmi les vingt substantifs les plus fréquents dans chacun des «corpus» étudiés, aucun ne leur est commun à tous. C'est que, une fois de plus, la fréquence des substantifs dépend du thème des documents: on ne s'étonnera pas que dans la *Chanson de Roland*, les trois substantifs les plus fréquents soient *rei*, *Deu* et *emperere* et que, parmi les vingt premiers, figurent des noms d'armes: *espee*, *escut* et *espiet*. La fréquence des substantifs dans une œuvre littéraire reflète ainsi leur disponibilité dans la langue, en fonction à la fois du sujet de l'œuvre et de l'état de civilisation qu'elle exprime.

Parmi les études consacrées spécialement au vocabulaire du moyen âge, la plus importante nous paraît être celle qui, sur deux exemples particuliers, montre la stratification culturelle

¹² De «chevalier» à «cavalier» (1949), p. 356–367.

¹³ *Etude stylistique sur quelques termes désignant les personnes dans le «Vair palefroi»* (1951), p. 345–352.

¹⁴ p. 258–264. Le titre correct de cet article, tiré des *Etudes de linguistique appliquée* 2 (1963), 5–11, est *Les enseignements de la statistique de vocabulaire*; celui sous lequel il figure dans le présent volume, *Statistique linguistique et histoire du vocabulaire*, appartient en réalité à un autre article de Gougenheim, paru dans *Cahiers de lexicologie* 2 (1961), 31–40, et qui n'a pas été retenu par les éditeurs du recueil.

¹⁵ *Recherches sur la fréquence et la disponibilité* (1966), p. 248–257.

du vocabulaire médiéval¹⁶: celle-ci ne dépend pas, comme en français classique et encore en partie aujourd’hui, de «la qualité sociale et mondaine des sujets parlants» (p. 281), mais bien plutôt de leur niveau d’instruction et de la matière traitée: la distinction fondamentale passe ainsi entre la langue des clercs et celle du vulgaire. C’est ce que montre d’une part l’emploi des mots *flum* et *fleuve*, d’autre part celui de la préposition *en* devant des noms de villes: l’un et l’autre se rapportent essentiellement aux lieux cités dans la Bible ou la littérature antique. Ainsi le Jourdain, le Nil sont des *flums* ou des *fleuves*, mais à propos des autres cours d’eau on dit de préférence *rivière* ou simplement *eau*; de même, les auteurs médiévaux écrivent couramment *en Jérusalem*, *en Babylone*, mais emploient à devant les noms de villes de France. Lorsque la configuration médiévale des niveaux de langue aura disparu, le sort de ces deux faits de style clérical sera divergent: *fleuve* deviendra un mot plus noble que *rivière* (avant que les géographes ne s’en servent pour établir une distinction technique); *en Jérusalem* sera abandonné.

Enfin, en ce qui concerne l’histoire du vocabulaire à partir du XVI^e siècle, il convient de relever surtout deux études de 1959: «La formation du vocabulaire français classique» (p. 384–390) et «La relatinisation du vocabulaire français» (p. 413–423). La première montre, au contraire de ce que disent souvent les manuels, que la langue de la poésie classique ne s’est pas formée uniquement à coups d’exclusions. Le vocabulaire «noble» diffère de celui du langage courant non seulement par son caractère plus restreint, mais également par tout un répertoire de mots qui lui appartiennent en propre: emprunts ou calques du latin (*auguste, urne, hymen, onde; coupe* pour *poculum, parvis* pour *delubra, chantre* pour *vates*), archaïsmes (*nef, airain, courroux*), mots techniques pris dans un sens général ou métaphorique (*coursier, ressort*). L’article sur la «relatinisation» part de l’étude déjà ancienne d’Oscar Bloch¹⁷ pour préciser les différentes manières dont, à côté de l’emprunt direct, le latin a influencé le vocabulaire français. Gougenheim distingue, en gros, trois processus: 1^o la «relatinisation externe», portant sur la forme des mots (*entencion*→*intention, aorer*→*adorer*) et conduisant en partie à la création de doublets; 2^o la «relatinisation interne», portant sur le sens (*gloire* «bénédiction de Dieu et de ses élus»→«renommée»; *loi* «religion; coutume»→«loi» au sens moderne; *glaive* «lance»→«épée»); 3^o le calque sémantique (*sort* pour *fatum, noirs frimas*, etc.). De plus, il attire l’attention sur le rôle des latinismes dans la suppression de certaines homonymies (*mont* «monde»/*mont* «montagne»→*monde*; *envier* «inviter»/*envier* «jalouse»→*inviter*; etc.).

On pourrait multiplier les exemples de vues suggestives, d’hypothèses ingénieuses, de démonstrations solidement étayées dont foisonne ce recueil. On admire, en le lisant, le style vivant et toujours limpide de l’auteur comme son don de simplifier les problèmes: Gougenheim va toujours droit au fait et, tout en étant parfaitement au courant des théories linguistiques modernes, ne s’embarrasse ni de trop de considérations doctrinales, ni d’un jargon technique abscons.

Pourtant, en refermant le livre, le lecteur reste rêveur: toutes ces études fragmentaires lui donnent l’impression de pierres préparées pour une construction qui n’a pas été menée à chef. Et il se prend à regretter que Gougenheim n’ait pas employé sa grande érudition et son don de synthèse à écrire une *Syntaxe historique de la langue française* et une *Histoire du vocabulaire français*.

Zygmunt Marzys

¹⁶ *Langue populaire et langue savante en ancien français* (1947), p. 281–305.

¹⁷ *Quelques caractères du vocabulaire français*, dans: *Conférences de l’Institut de linguistique de l’Université de Paris 4* (1936), 5–19.

ANDRÉ MARTINET, *La prononciation du français contemporain. Témoignages recueillis en 1941 dans un camp d'officiers prisonniers*, Genève (Droz) 1971, 249 p. (*Langues et Cultures* 3).

Die Erstauflage des vorliegenden Werks erschien 1945. In der Neuauflage wurde, soweit ich sehe, nur die Beschriftung der zahlreichen Kärtchen im Text erneuert; sonst wurde der sehr unsaubere Druck der unmittelbaren Nachkriegszeit unverändert reproduziert. Trotzdem scheint mir diese Neuauflage verdienstvoll, handelt es sich doch um einen grundlegenden Text. Martinets Untersuchung ist zwar seither durch Einzelstudien ergänzt¹, nicht aber wirklich ersetzt worden. Da sich die französische Aussprache in den letzten dreißig Jahren ohnehin rasch entwickelt hat, wird dieses Werk außerdem seinen Wert als historisches Dokument selbst dann noch bewahren, wenn es dereinst durch eine neuere Untersuchung überholt sein wird².

Martinet führte seine Befragung in einem Offiziersgefangenenlager durch. Er verfügte dort über mehr als 400 Auskunftspersonen aus ganz Frankreich, die zu andern Zeiten nicht so leicht hätten vereint werden können. Andererseits war die soziologische Zusammensetzung des Lagers wohl für das französische Offizierskorps repräsentativ, keinesfalls aber für die französische Bevölkerung, war doch darin der Arbeiter- und Bauernstand so gut wie gar nicht vertreten. Martinets Untersuchung erfaßt deshalb bloß die regionalen Aussprachendifferenzen innerhalb eines gehobeneren Sprachgebrauchs, nicht aber die sozialektalen Unterschiede. Das Gesamtbild ist aber auch schon so von erstaunlicher Vielfältigkeit.

Bei seiner Untersuchung arbeitete Martinet mit Fragebogen, die in seiner Abwesenheit ausgefüllt wurden. Dieses Vorgehen muß denjenigen, der mit der sprachgeographischen Arbeitsweise vertraut ist, zunächst befremden, doch darf man nicht übersehen, daß bei dieser Untersuchung ganz andere Fragen gestellt wurden als bei den üblichen dialektologischen Untersuchungen. Wo es in Fragen wie «Prononcez-vous de façon identique *brun* et *brin*?» um das Bewußtsein phonologischer Gegensätze geht, ist eine Kontrolle durch einen Außenstehenden ohnehin gar nicht möglich. Anfechtbarer ist dagegen das Fragebogenverfahren bei mehr phonetischen Fragen wie «Prononcez-vous le *ng* de *smoking* comme en anglais?»

Im Prinzip ist jedoch das Urteil eines Ohrenphonetikers ebenfalls subjektiv und nicht objektiv. Zudem verläßt sich Martinet auch nie auf ein einziges Zeugnis, sondern verwertet die Resultate statistisch, so daß einzelne Irrtümer in der großen Zahl verschwinden können oder sich gegenseitig aufheben. Immerhin ist mit der Möglichkeit zu rechnen, daß sich die Auskunftspersonen von der Orthographie beeinflussen lassen. Auch sind die Beispieldpaare nicht immer ideal. Auf solche Fehlerquellen weist Martinet in seinen ausgewogenen Kommentaren jedoch immer selber hin. Ich möchte meinen, daß die Auswertung der Statistiken hier mit beispielhafter Umsicht erfolgt ist.

Das Hauptverdienst dieser Arbeit ist es aber, die erstaunliche Vielfalt der französischen Aussprache aufgezeigt zu haben. Diese Vielfalt betrifft nicht bloß den phonetischen Spielraum der Phoneme, sondern stellt sogar die Einheit des phonologischen Systems selber in

¹ Cf. RUTH REICHSTEIN, *Etude des variations sociales et géographiques des faits linguistiques Observations faites à Paris en 1956/57*, Word 16 (1956/57), 55–99, et GUITI DEYHIME, *Enquête sur la phonologie du français contemporain*, *La linguistique* 3/1 (1967), 97–108; 3/2 (1967), 57–84. – ANDRÉ MARTINET hat eine zusammenfassende Darstellung aller Untersuchungen gegeben in *L'évolution contemporaine du système phonologique français*, in: *Le français sans fard*, Paris 1969, p. 168–190.

² Der neue *Dictionnaire de la prononciation française dans son usage réel* von ANDRÉ MARTINET – HENRIETTE WALTER (Paris 1973) ist unterdessen erschienen, befaßt sich jedoch nicht mit den regionalen Varianten.

Frage. Die allzu statischen Vorstellungen Saussures und der Genfer Schule erweisen sich hierbei als kaum mehr haltbar. Allerdings werden auch die evolutionistischen Vorstellungen des vergangenen Jahrhunderts nicht bestätigt. Wir haben es nicht mit einem allmählichen Übergang von einem Zustand zum andern zu tun, sondern mit dem Nebeneinander mehrerer Systemvarianten, wobei diese Systemvarianten in diachronischer Hinsicht natürlich mehr oder weniger jungen Sprachzuständen entsprechen.

Im Normalfall sollte die jüngere Generation die neuere Aussprache eher bevorzugen als die ältere. Nach den neuern Untersuchungen scheint das heute der Fall zu sein. Daß dies jedoch nicht immer zutrifft, beweist gerade die Untersuchung Martinets, die oft bei den jüngeren Jahrgängen eine etwas konservativere Aussprache feststellt als bei den mittleren Jahrgängen, die den Ersten Weltkrieg im schulpflichtigen Alter erlebt hatten. Ähnliche, aber noch deutlichere Erfahrungen machte Charles Camproux zur gleichen Zeit bei den Dialektsprechern des Gévaudan, wo er zur etwas überraschenden Feststellung gelangte: «Les prononciations les plus relâchées se trouvent être celles des hommes mûrs en pleine force physique³».

Hierbei dürfte es sich wohl um historisch bedingte Ausnahmen handeln. Aus meiner eigenen Beschäftigung mit historischer Phonologie habe ich ebenfalls den Eindruck gewonnen, daß die Lautentwicklung einer Sprache nicht kontinuierlich, sondern ziemlich ruckartig erfolgt. Hier erweist sich denn auch der Nutzen, den das Studium der laufenden Entwicklungen in der Gegenwart für eine allgemeine Theorie des Sprachwandels haben kann. Für die Vergangenheit sind wir auf jene Dokumente angewiesen, die sich erhalten haben; in der Gegenwart sind die Forschungsmöglichkeiten dagegen nur durch die Mittel des Forschers beschränkt. Die Wahrscheinlichkeit, zu eindeutigen Folgerungen zu gelangen, ist in diesem Fall deshalb größer.

Wesentlich ist vor allem die Erkenntnis, daß während einer Übergangszeit die alte und die neue Aussprache nebeneinander bestehen bleiben. Es ist klar, daß während dieser Übergangsphase jeder Lautwandel noch rückgängig gemacht werden kann. Allerdings muß eine solche Entwicklung Spuren hinterlassen. Es ist undenkbar, daß es nicht zu Verwechslungen kommt, wenn zwei Aussprachenormen nebeneinander bestehen. Dort, wo Martinet mit mehreren minimalen Paaren arbeitet, zeigen sich denn auch gewisse Schwankungen. So erklärten 41 % der nordfranzösischen Auskunftspersonen, daß sie *bout* und *boue* unterscheiden, wogegen nur 32 % bei *roux* und *roue* den gleichen Unterschied machen (p. 95).

Ich glaube, daß die Verletzbarkeit eines Lautwandels während der Übergangsphase eine Reihe von Unregelmäßigkeiten erklären kann, die weder als Analogien noch als Entlehnungen zu verstehen sind. Henry Gilius Schogt⁴ hat das für die doppelte Entwicklung von *ɛ* im Französischen gezeigt (*PRAEDA* > *proie*, aber *CRETA* > *craie*). Tatsächlich wissen wir, daß der Wandel *ei* > *oi* Paris erst recht spät erreicht hat, als *ei* bereits in Monophthongierung begriffen war. «*ei* était en train de disparaître mais incidemment les Parisiens observaient encore la distinction entre *ei* et *ai* (p. 64)». Und Schogt fügt hinzu: «La position de *ɔ* dans la prononciation de 1950 illustre ce qui a pu être le cas de *ei* huit cents ans plus tôt (ib.)».

Neben ihrer Bedeutung für eine allgemeine Theorie des Lautwandels ist aber auch der Wert von Martinets Untersuchung für die Kenntnis der zeitgenössischen Aussprache des Französischen nicht zu vergessen. Freilich dürfte es wenig Sinn haben, hier die bereits ziem-

³ CHARLES CAMPROUX, *Essai de géographie linguistique du Gévaudan*, Paris 1962, vol. 1, p. 17.

⁴ HENRY GILIUS SCHOGT, *Les causes de la double issue de E fermé tonique libre en français*, Amsterdam 1960.

lich bekannten Ergebnisse der Untersuchung zusammenfassen zu wollen. Den größten Veränderungen ist im heutigen Französischen das System der oralen Vokale unterworfen. Ich möchte mich deshalb mit einigen Bemerkungen zu den Oralvokalen begnügen. Grob vereinfacht kann man drei Systemvarianten unterscheiden, wobei ich rein phonetische Abweichungen nicht berücksichtige und mich im wesentlichen nur für die Zahl der Oralvokale interessiere:

1) Ein System von 15 Oralvokalen findet man vor allem in Randgebieten Nordfrankreichs. Ausnahmsweise treten aber auch noch Systeme mit 16 Vokalen auf, wo zwischen vier Phonemen *e* unterschieden wird (*piqueée/piqué/piquet/piquait*). Wir erhalten deshalb folgendes maximales System:

<i>i</i>	<i>ü</i>	<i>ǖ</i>
<i>ɛ̄</i>	<i>ɔ̄</i>	<i>ō</i>
<i>ɛ̄̄</i>		
<i>ã̄</i>		

2) In der Pariser Aussprache von 1941 wurden nach Martinet noch elf Vokale unterschieden:

<i>i</i>	<i>ü</i>	<i>u</i>
<i>ɛ̄</i>	<i>ɔ̄</i>	<i>ō</i>
<i>ɛ̄̄</i>	<i>ɔ̄̄</i>	<i>ō̄</i>
<i>ā</i>	<i>ā̄</i>	

Zusätzlich ist neuerdings noch die Opposition /a/ ~ /ā/ im Verschwinden begriffen.

3) In der südfranzösischen Aussprache werden (von /ə/ abgesehen) meist nur acht Vokale unterschieden:

<i>i</i>	<i>ü</i>	<i>u</i>
<i>ɛ̄</i>	<i>ɔ̄</i>	<i>ō</i>
<i>ɛ̄̄</i>		
<i>ā</i>		

Diese letzte Systemvariante unterscheidet sich von der ersten eigentlich nur durch das Fehlen der Quantitätsopposition. Allerdings wird teilweise auch noch die Opposition /ɛ̄/ ~ /ɛ̄̄/ aufgegeben. Außerdem findet man die verschiedensten Übergangsstufen.

Schon aus rein synchronischer Sicht scheinen mir die verschiedenen Systemvarianten jedoch nicht gleichberechtigt. Wenn die Kommunikation bei soviel Unterschiedlichkeit noch ohne große Schwierigkeiten möglich bleibt, so ist dies der Tatsache zuzuschreiben, daß eine große Zahl von Oppositionen allen Systemvarianten gemeinsam ist. Dies gilt beispielsweise für die Unterscheidung zwischen /U/ und /O/. Dagegen ist die Opposition /ü/ ~ /ǖ/ von beschränkter kommunikativer Relevanz, da sie nur noch von einer Minderheit aufrechterhalten wird. Grundlage der allgemeinen Verständigung ist also eine Art «minimales Diaseytem», das sich auf die Oppositionen beschränkt, die allen Systemvarianten gemeinsam sind.

Dabei genügt es allerdings nicht, daß bestimmte phonologische Unterscheidungen allgemeine Verbreitung haben; es ist auch nötig, daß die gegebenen Phoneme überall die gleiche Distribution aufweisen. Das trifft im Fall von /ɛ̄/ ~ /ɛ̄̄/ beispielsweise nicht zu.

Martinet verweist selber auf die Ungewißheit, die sich daraus für den Hörer ergibt: «Cette incertitude ... est telle que chaque sujet peut fort bien, pour son compte personnel, distinguer parfaitement entre deux unités phonologiques, mais il est tenu de faire abstraction de cette distinction s'il veut comprendre ceux qui l'entourent: je distingue pour ma part entre *poignée* et *poignet*, mais comme beaucoup de mes contemporains prononcent *poignée* exactement comme *poignet*, je suis contraint, pour distinguer entre ces deux mots, de me fonder plutôt sur le contexte ... que sur une différence phonétique» (p. 122).

Somit stellt das südfranzösische Subsystem in diesem Fall so etwas wie der «größte gemeinsame Nenner» aller Subsysteme dar. Es ist damit auch die ökonomischste Variante, weil es (fast) keine beschränkt relevanten Oppositionen mehr enthält. Es führt deshalb eine systemimmanente Dynamik zu ihm hin, und wir dürfen deshalb wohl wagen, vorauszusagen, daß es einen fortgeschritteneren Zustand repräsentiert als die nordfranzösischen Varianten. Die Sprachgeschichte bestätigt dies denn auch vollumfänglich. Das maximale System von 16 Oralvokalen ist das historisch gewachsene, das um 1700 auch noch für Paris gültig war⁵. In Südfrankreich hat sich dieses System dagegen unter okzitanischem Einfluß gewandelt.

Zumindest ist die Ähnlichkeit der südfranzösischen Systemvariante mit dem System der sieben Vokale, welche die meisten okzitanischen Dialekte kennen, und welche in der Orthographie Aliberts unterschieden werden, ganz und gar auffällig:

<i>i</i>	<i>u [ü]</i>	<i>o [u]</i>
<i>e</i>		
	<i>è</i>	<i>ò</i>
		<i>a</i>

Bemerkenswert ist jedoch, daß der offensichtliche Einfluß des Okzitanischen sich nicht auf das Substratgebiet beschränkte, sondern auf Nordfrankreich übergriff, zunächst auf die Pariser Gegend, in der bekanntlich sehr viele Südfranzosen leben. Dies läßt sich jedoch nicht aus externen Gründen allein erklären.

Nicht alle «Meridionalismen» greifen nämlich nach Nordfrankreich über. Kein expansiver Zug ist beispielsweise die südfranzösische Erhaltung von /ə/, obwohl sie eigentlich durch poetische Traditionen gestützt wäre. Auch in diesem Fall ist jedoch die zusätzliche Unterscheidung, welche /ə/ ermöglicht (*lac/laque, charretier/chartier*), bloß bedingt relevant, da nicht allgemeinverbindlich.

Man soll jedoch nicht glauben, daß sich die dem System innenwohnende Dynamik immer im Sinne der Aufgabe bestehender Oppositionen auswirkt. Ein weiterer Unterschied zwischen nord- und südfranzösischer Aussprache betrifft die Nasalvokale. In meridionaler Aussprache können die Nasalvokale phonologisch noch als eine Verbindung von Oralvokal mit (hörbarem) Nasalkonsonanten verstanden werden. In nordfranzösischer Aussprache ist dagegen die Opposition *Nasalvokal ~ Oralvokal + Nasalkonsonant* distinkтив (*paysan/paysanne, bon/bonne, pain/peine, hantons/hanneton* usw.). Das Auftreten der implosiven Nasalkonsonanten ist jedoch in allen mir bekannten Fällen durch den Ausfall des /ə/ bedingt, als dessen historische Folge deshalb die Phonologisierung der Nasalvokale zu betrachten ist.

Hier hat also der Ausfall eines Phonems die Phonologisierung anderer Oppositionen bewirkt. Es ist deshalb voraussehbar, daß in beiden Fällen die Zeit gegen die meridionale Aus-

⁵ Cf. ANDRÉ MARTINET, *La phonologie du français vers 1700*, in: *Le français sans fard*, Paris 1969, p. 155–167.

sprache arbeiten wird. Auf jeden Fall müssen es sprachinterne Gründe sein, die bei gleichbleibenden äußeren Umständen den unterschiedlichen Erfolg der südfranzösischen Aussprachevarianten erklären.

Mit diesen letzten Folgerungen habe ich mich freilich ein wenig weit vom zu besprechenden Werk entfernt. Das Verdienst dieser Arbeit Martinets ist es jedoch nicht, eine in sich abgeschlossene Theorie entworfen zu haben, sondern vielmehr, der phonologischen Forschung neue Mittel und Wege erschlossen zu haben. Dabei sind die Wege, die sie eröffnet hat, längst noch nicht alle abgeschritten. Ich habe deshalb versucht, einige Gedankengänge aufzuzeigen, auf die mich die erneute Lektüre dieses Werks gebracht hat. Martinets «La prononciation du français contemporain» bleibt in meinen Augen ein unentbehrliches Buch für jeden Spezialisten der französischen Linguistik, gleichgültig, ob diachronischer oder synchronischer Richtung.

Jakob Wüest



Historia de los amores de París y Viana. Edición, estudio y materiales por ÁLVARO GALMÉS DE FUENTES, Madrid (Editorial Gredos) 1970, 350 pp.

Se inicia con este trabajo la *Colección de literatura española aljamiado-morisca*, dirigida por A. Galmés. El motivo de ello viene dado – claro está – por la existencia de una versión aljamiada de la *Historia de los amores de París y Viana*. En la *Introducción* (p. 7–53) se estudia ésta considerándola principalmente en cuanto a su significación de conjunto en la literatura, sin ceñirse a los problemas planteados por la versión morisca. Se trata de una novela caballeresca de origen occidental. Cabría por ello enjuiciarla como poco significativa desde el punto de vista de los moriscos – así lo señala el autor saliendo al paso de posibles objeciones – pero no hay que olvidar (apunta acto seguido) que no sólo los textos de origen oriental son definidores de las ideas estético-literarias de éstos. Por el contrario, el criterio selectivo morisco, al aplicarse a textos occidentales, puede ser, en el sentido mencionado, particularmente revelador (p. 8).

Tras resumir el tema (más bien el argumento) de la obra (p. 8–10), se pasa a hablar de su procedencia, estudiando el problema a través de los manuscritos que, en diversas lenguas, nos la han transmitido. El más antiguo de los conservados es un fragmento francés de la biblioteca de Carpentras, de 1438 (p. 10). Pero en cuanto a la fecha de composición original «la novela de *París y Viana* es anterior a Francisco Imperial [Galmés registra pasajes de este autor en los que se alude a ella], y debió ser redactada a finales del siglo XIV, poco tiempo después de la anexión del Delfinado a la corona de Francia» (p. 16). El manuscrito francés mencionado sería una traducción del provenzal, que a su vez remitiría a un original catalán. En efecto, aunque localización y trama histórica sean francesas, el *París y Viana* sería emparentable con las novelas catalanas (*Curial, Tirant*) si se considera la ausencia en él de elementos sobrenaturales, fantásticos y maravillosos. Del catalán vendría también la edición española de Burgos (del año 1524) y de ésta la versión aljamiado-morisca¹. En

¹ El códice de ésta perteneció a don Pascual de Gayangos, que lo legó a su muerte a la Academia de la Historia. Por la letra y el papel «parece pertenecer a la segunda mitad del siglo XVI» (p. 50). En cuanto a procedencia geográfica, «debió de escribirse en Aragón, como lo prueban algunas características de su lenguaje» (ibid.). Sobre el aragonésimo del texto véase p. 226–230.

la p. 22 puede ver el lector un gráfico, en el que los eslabones hipotéticos abundan en demasía, de la filiación de las diferentes versiones.

A fin de hacer ver la fama y difusión alcanzada por la novela Á. Galmés enumera (p. 17–21) los manuscritos y ediciones de ésta, tanto en francés como en italiano, español o catalán. En relación con ello, se vuelve al tema de la filiación de los manuscritos (p. 23–44). En apoyo de su punto de vista el editor compara, a doble columna, pasajes de la versión catalana y de la española (p. 23–31) y de ésta y la morisca (p. 32–40). Dado que la versión catalana es más breve, a trechos, que la española, «hemos de suponer otra versión catalana no resumida, de la cual sería traducción literal la española» (p. 31).

Á. Galmés se ocupa por último de las fuentes de la obra (p. 44–46) y de su estilo (p. 46–47). En cuanto a las primeras el *París y Viana* tendría una «relación interna» con otras muestras del género tales como *Floire et Blanchefleur*, *Aucassin et Nicolette*, *Durmart le Gallois*, el *Cifar* y sobre todo el *Tirant lo Blanch*, «novela con la que guarda *París y Viana* la mayor relación» (p. 45). Lamentamos que el editor vaya tan de prisa y no se detenga a explicar con algún detalle en qué consisten esas relaciones internas. Por lo que concierne al estilo: «Nuestra novela ofrece un estilo tradicional y colectivo, en que el autor no practica un lenguaje personal, sino anónimo. Su arte es elemental y sobrio, su lengua sencilla y los medios de expresión pobres, aunque no por ello menos flexibles y expresivos que los de otras narraciones más erudititas» (p. 46). Respecto de los personajes, Viana y el Delfín serían los mejor delineados (p. 47). Los restantes resultan desvaídos, escasamente individualizados (*ibid.*). Á. Galmés señala también (p. 48–49) una modalidad de realismo, presente en la obra, perceptible en la «fidelidad al suceso histórico» y en la presencia de una «geografía cierta y precisa».

Hasta aquí el estudio introductorio. En cuanto a la edición, que tiene la versión aljamiada como centro de interés, el propósito que ha guiado al editor ha sido doble. Por una parte, ofrecer a los conocedores, con el máximo rigor posible, el texto del manuscrito aljamiado; de ahí la reproducción fotográfica de éste, que permite al arabista compulsar la lectura del editor con el original. Por otra, presentar a los estudiosos de la literatura española no arabistas y al público de cultura media un texto completo del *París y Viana*, lo que explica la transcripción en caracteres latinos y el hecho de que se recurra a la edición castellana de Burgos, dado el carácter fragmentario de la versión aljamiada, a fin de conseguir un conjunto unitario y coherente.

Pasamos, pues, a enumerar los diversos elementos que integran el cuerpo del volumen. Tenemos primero (p. 55–92) la reproducción fotográfica del manuscrito aljamiado. Viene luego (p. 93–146) el texto del mismo manuscrito en caracteres árabes mecanografiados. Después (p. 166–224), el texto castellano completo (en él, como queda dicho, los pasajes aljamiados se insertan en el texto de la edición de Burgos; el texto burgalés va en cursiva y el aljamiado en redonda) precedido (p. 149–165) de unas explicaciones acerca del criterio seguido en la transliteración². Por último, se estudia el lenguaje del texto aljamiado (p. 215–248). Como apéndices se incluyen «los pasajes correspondientes al texto aljamiado-morisco, de las versiones castellana, catalana y francesa de la novela de *París y Viana*» (p. 251). Para las dos primeras se sigue el texto de los ejemplares únicos de sus respectivas ediciones, respetando la puntuación originaria (*ibid.*)³. Para el texto francés se copia la edición crítica de R. Kaltenbacher (publicada en *RF 15* [1904], 391–646).

² Los pasajes aljamiados del *París y Viana* fueron publicados, sin el rigor exigible hoy, por E. Saavedra en *Revista Histórica* 3 (1876), 33ss.

³ Por lo que concierne al catalán Á. Galmés reproduce sin aclarar su procedencia el texto de Kaltenbacher (*RF 15* [1904], 658–668), texto según el ejemplar conservado en la Biblioteca Real

Interés destacado merece el estudio que se dedica al lenguaje del texto aljamiado-morisco (p. 215–248). Desde el punto de vista lingüístico – señala Á. Galmés – éste se caracteriza por ofrecer con menor intensidad de la normal los tres grandes rasgos individualizadores en líneas generales de la literatura aljamiado-morisca: arcaísmo, dialectalismo y arabismo. El sistema de sibilantes es aún el del español medieval, «que se caracteriza por tres parejas, de sordas y sonoras, predorsodentales africadas (o fricativas), ápicoalveolares fricativas y palatales fricativas» (p. 219). Se enumeran luego (p. 224–225) una serie de rasgos arcaizantes del texto, así como otros (p. 226–230) en los que se hace patente el aragonesismo y el arabismo (p. 234–241), éste desde los puntos de vista léxico, semántico, sintáctico y estilístico. Un breve vocabulario (p. 241–247) recoge 38 palabras de la versión aljamiada inexistentes en el texto castellano.

Una vez expuesto en su totalidad el contenido del trabajo, hay que decir que buena parte del mismo parece elaborada con alguna precipitación. La puntuación del texto burgalés sería susceptible de retoques. También se advierten descuidos en la acentuación⁴. En cuanto a los textos en catalán y castellano incluidos en el apéndice, ya hemos dicho que el editor respeta (y así lo declara expresamente en la p. 251) la puntuación de los originales respectivos. El lector sin duda habría preferido lo contrario, ya que puntuar un texto antiguo implica, de ordinario, una tarea interpretativa no fácil siempre y que en principio cabe exigir del editor.

Para terminar sólo añadiremos que tanto romanistas como arabistas han de esperar sin duda con vivo interés las próximas entregas (que ojalá sean muchas) de esta recién iniciada *Colección de literatura española aljamiado-morisca*.

Luis López Molina

de Copenhague (editado en Gerona en 1495; impresión atribuida por HAEBLER, *Bibliografía*, núms. 515 (5) y 516, a Diego de Gumiel; Á. Galmés lo menciona en la p. 20 de la *Introd.*). Pero del *París y Viana* se conocen dos ediciones catalanas antiguas, y de estas dos el texto de Copenhague es más breve y más moderno que el del fondo Aguiló (hoy en la Biblioteca de Cataluña; mencionado también en la citada p. 20); cf. M. AGUILÓ, *Catálogo* núms. 2759 y 2760. En 1908 RAMÓN MIQUEL Y PLANAS dio a conocer en su repertorio *Novelari català* (vol. II) el texto de la novela, según el ejemplar de AGUILÓ, y utilizó para variantes al pie de página el de Copenhague según KALTENBACHER. El Sr. Galmés parece desconocer esta edición. Por lo demás, en la biblioteca de Alfonso el Magnánimo figura en 1417 un texto catalán del *París y Viana* que RAMÓN D'ALÒS dio a conocer en 1924 (*Miscellanea Ehrle* V, p. 403), según apunta J. RUBIÓ en *Historia General de las Literaturas Hispánicas* III, p. 850; cf. asimismo J. M. MADURELL y J. RUBIÓ, *Documentos para la historia de la imprenta y librería en Barcelona*, Barcelona 1955, p. 198–199 y 276.

⁴ Mencionamos los advertidos en las páginas correspondientes al texto aljamiado-morisco (casi todos afectan a las diversas funciones de la palabra *como*, con o sin acento): en la página 190, línea 4 (folio 1 vuelto) *kómo* en vez de *como*; en la p. 193, 1. 12 (f. 2v) *no sé ké faga* en vez de *no sé ke faga*; en la p. 195, 1. 12 (f. 4v) *kómo* en vez de *komo*; en la p. 197, 1. 2 y 4 (f. 7v) *kómo* y *no komo*; en la p. 198, 1. 2 (f. 8v) *k-él* en vez de *k-el*; en la misma p. y folio, 1. 6, *kuwál* en vez de *kuwal*; en la p. 202, 1. 10 (f. 12r) *kabo mí* en vez de *kabo mi*; en la misma p., 1. 2 (f. 12v) *kómo* y *no komo*; en la p. 203, 1. 14 (f. 13r) *kómo* y *no komo*; en la p. 205, 1. 9 (f. 14r) *komo* y *no kómo*; en la p. 206, 1. 12 (f. 14v) *kómo* y *no komo*.